

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

## Girgl Branasser.

Eine Novelle von  
Max Dinger.



Am 21. September 1892 haben sie einen siebenjährigen Ziegelfuhrknecht aus dem Oberbayrischen in das Münchner Untersuchungsgefängnis eingebracht. Er hieß mit Namen Georg Branasser und war ein Häuslerssohn.

Sein Vater hatte vor einem Jahr bei der Holzzeit am Herzogstand ein Baum erschlagen. Also diente der Girgl seine Fuhrmannsgroschen in der Ziegelei nicht nur für sich, sondern auch für die Mutter. Er tat's gern und hatte sich bis dahin nie was zuschulden kommen lassen, wofür sich die Polizei oder gar das Gericht auch nur im mindesten interessiert hätte. Das ist freilich kein Grund, ihn einer nicht doch einmal was anstellen könnte. Georg Branasser stand unter dem Verdacht der Brandstiftung. In seinem Heimatdorf war in der letzten Zeit, und zwar in recht kurzen Abständen untereinander, an verschiedenen Plätzen Feuer ausgebrochen; einmal brannte ein Heuschupfen ab, das zweimal schlugen die Flammen aus einem Lageraum im Hof des Kaufmanns Kimmel und neulich ein Feuerlärm im Gasthaus zur Krone. Ein beträchtlicher Seitenbau ist völlig zerstört worden. Die Wiederholungen eines mutmaßlichen Verbrechens waren nun — hat doch jedes Ding seine beiden Seiten — von einer guten Wirkung auf die Dorfpolizei. Bei der ersten Brandmeldung machte sie sozusagen erst auf, gähnte und rieb sich die Augen, so daß sie sich also beim zweiten Fall bereits in wachem Zustande befand. Ihr Vorgehen bei diesem zweiten Brand läßt sich etwa in die Worte zusammenfassen: „Da sollte man doch einmal ein wenig drauf richten, ob nicht etwa Brandstiftung vorliegt.“ Nun, wenn die Dorfpolizei einmal so weit ist, dann darf man sicher sein, daß sie im dritten Fall einen Täter zur Stelle schafft. Und so kam's auch, als das Feuer in der „Krone“ dazu die dringliche Anregung gab.

In nächster Nähe der Brandstätte hatte man den jungen Branasser mit zwei anderen Burschen gesehen. Der eine schrieb sich Andreas Schneller, der andre Michael Steinbrüchel. Es waren zwei Bauernknechte und Freunde des Branasser. Ihre Unschuld wurde jedoch hinreichend glaubwürdig erwiesen. Man setzte sie wieder auf freien Fuß, während sich für den Girgl noch ein besonderes Verdachtsmoment einstellte. Der Sohn vom Kronenwirt machte der Gendarmerie die betreffenden Angaben. Der lebte in

der Einbildung, daß ihm der Branassergirgl aufjässig sei wegen seines Schases, der Tochter des Kosschwanger. Dieselbige hieß Benzi. Und nachdem justament der Flügel des Hauses, in dem er selbst wohnte, in Flammen aufgegangen sei, was liege da näher, als daß der Eifersüchtige an ihm eine gründliche Rache nehmen wollte? Die verdammte Liebe! Man weiß ja, an was die allem schuld sein kann. Also wurde der junge Knecht mitten in seiner Arbeit festgenommen. Er stand vor seinem Fuhrwerk und lud barsüßig, ohne Jacke, ohne Hut, Ziegel auf, um sie zur Bahn zu bringen. Half ihm nichts, daß er seine Unschuld beteuerte und immer lauter und eindringlicher fragte, wie man ihn denn für einen so schlechten Kerl halten könne. Half ihm nichts — barsüßig und hembärmlich mußte er mit auf die Gendarmerie.

Hier hielten sie ihn tagelang fest, weil der Wachtmeister trotz aller Bemühungen kein Geständnis aus ihm herausbringen konnte. Erst vertraute der Girgl allzulehr auf sein bestimmtes Wort „Ich war's nicht“, denn daß man einen Unschuldigen auch nur ein paar Stunden lang gefangennehmen dürfe, war ihm völlig fremd. Er hat's aber schon noch kennen gelernt, wie das tut.

„Ich war's nicht“ und immer, immer wieder „Ich war's nicht“ — ja, wenn das nicht hilft, was soll man denn nachher sagen?



Barsüßig und hembärmlich mußte er mit auf die Gendarmerie.

„Ueberhaupt's gib i es koa Antwort mehr, wenn i net z'ersch meine Schuah und mei Jacken krieg!“ Wenn ihn der Wachtmeister anschrie, er solle einmal herausrücken mit der Sprach, gab er in ähnlichem Ton zurück: „Meine Schuah möcht' i, und mei Jacken und mein' Huat!“ Und in diesen

Mangel seiner Kleidung verbiß er sich so sehr, daß er ihn für den Augenblick bitterer, himmelschreier-der vorkam als die Freiheitsberaubung.

Die alte Häuslerin, seine Mutter, häßt schier den Geist aufgeben, wie sie vernahm, daß man den Girgl verhaftet hat. Erst hat sie gar nicht gewußt, was sie anfangen soll, dann ist sie in die Kirch' gerannt, um die schmerzhaftige Mutter Gottes um Hilfe anzurufen, und hernach auf die Gendarmerie. Aber ein Wachtmeister, der seiner Sache sicher ist und ein unbeachtliches Pflichtbewußtsein hat, läßt sich nicht erweichen. Im Gegenteil, er gibt ihr so kräftige Antworten, daß sie selbst einen Schnauser lang stutzig wird, ob sich der Girgl nicht doch zu einer unbedachten Tat hat hinweisen lassen. Wie sie wieder weggehen will, führen sie grad ihren Buben in die Amtsstube. Da fängt sie aufs neue zu weinen an, gottsjämmerlich.

„Hör do auf, Muatta!“ ruft er ihr zu, „was müchst denn? Die dumme G'schicht' is ja 's Heana gar net wert. Wer mücht' denn mir was nachweisen kenna?“ Und schon war er weg und sie durfte sich nicht mehr zu ihm hineindrängen. Dem Wachtmeister wurde die Sache allgemach ungemütlich. Das wollte er doch sehen, ob aus dem Kerl kein Geständnis herauszubringen wäre. Schließlich zog er ganz neue Saiten auf.

„Branasser,“ fing er an, „Branasser, laß dir was sag'n. Mit dem dumma Leugna machst bei Sach' nur schlechta. Da bist in vier Wochen no da herin. Und rauskrieg'n tun ma's ja do, na kannst aba was spanna! Na hast di erscht recht nei'g'rennt. Sei net so dumm, Branasser! G'steh's ei! Kost' di vielleicht drei Tag, und na is die G'schicht' abg'macht.“

„Wenn i's do net gwen bin!“

„Ey laß amal die Daz' bleib'n, die damisch'n!“

„Na, Herrgottsakra —“

„Mit wem redst denn du, Bauernrammel!“

Ist nicht leicht aufzukommen gegen die Obrigkeit. Drei Tage auf der einen Seite, vier Wochen und noch mehr auf der andern. Teufel! Teufel! Und die Arbeit in der Ziegelei, und die Mutter daheim, die auf ihren Buben und seinen Fuhrlohn wartet, — was bleibt übrig? Und der Branassergirgl gesteht, daß er in der Nacht vom 16. auf den 17. September beim Kronenwirt angezündet hat.

„No also, ham ma di, Bürsche!“

Wie sie ihm seinen Hut, seine Stiefel und seine Jacke gebracht haben, hat er gemeint, jetzt wird's schon allmählich wieder besser. Hat er gemeint. Dann ist er im Schub nach München geschafft worden.

Hier legte er vor dem Amtsrichter dasselbe Geständnis ab wie vor dem Gendarmeriewachtmeister; und der junge Fuhrknecht Georg Branasser kam ins Untersuchungsgefängnis und erhielt als Verteidiger den Rechtsanwalt Dr. Haunerer zugeteilt, der ihn endlich wieder zum Reden brachte, wenn auch nur ganz allmählich. Nach drei Tagen fragte der Girgl den Doktor, ob er jetzt gehen könne. Der verstand ihn erst gar nicht, klärte ihn aber dann über seinen

bedeutenden Irrtum auf und wollte ihn — ganz ohne Vertrauen — über die Einzelheiten der Brandlegung ausfragen.

Der Girgl aber gab zur Antwort: „Herr Doktor, Sahna kann i's ja sagu: i bin's net gwen. I hab' den Brand net g'legt. I hab' überhaupt in me ganzem Leb'n nia niz jellas tan.“

Durch das, was der Doktor darauf sagte wurde er sehr an den Wachtmeister in seiner Heimat innert.

„Branasser, sei g'scheit! Du darfst nicht mein' daß ich auf einen solchen Schwindel reinitall'. Du Gendarm hast du gestanden, dem Amtsrichter hast du gestanden, und vor mir willst du dich wieder den Unschuldigen hinstellen? Das kennt man!“

Jetzt hat's der auch mit dem Girgl verkehrt und rauszubringen war nichts mehr aus dem Vörschen. Ganz verstockt und in seinem Vertrauen erschütterter saß er in der Ecke. Also auch mit dem Herrn Doktor, der ihm doch aus dieser unwerdigen Gefangenschaft helfen sollte, war's nichts! Also der glaubte nicht an seine Unschuld!

Den Doktor wies feilich gerade dieses Verhalten seines Klienten auf den rechten Weg.

Wieder einmal saßen sie beisammen, und wieder einmal bemühte sich der Rechtsanwalt vergeblich. Der Girgl gab gar keine oder nur klotzgrobe Antworten. Er war unhandlich geworden wie ein geknechtetes Vieh. Da rumpelte unten auf der Straße vor dem Gefängnis ein schwerer Wagen vorbei. Der Girgl der seither immer nur geduckt aus seinem Schemel saßen, reckt sich auf und hört. Da schnalzt ein Geißel, grad so, wie jetzt wohl die seinige schnalzen würde, wenn sie ihn nicht wie einen Verbrecher festhielten. Und der Girgl bricht in Tränen aus und heult wie ein kleines Kind, dem man sein liebstes Spielzeug aus den tappigen Händchen rissen. Vergeblich sucht der Doktor Haunerer ihn beschwichtigen. Eine Viertelstunde lang schluchzt der Girgl immer wieder, wischt sich mit dem Handrücken die Tränen vom Baden, und gleich beutelt's ihn von neuem.

Der Herr Doktor verläßt ihn und kennt sich an

Es ist nicht leicht, sich mit einem Menschen anzukommen. Ehdor man das zu behaupten wagt, soll man schon genau wissen, wie einer aufgewachsen ist, was Vater und Mutter mit ihm angefangen und wie er sich zu all den schönen und wüsten Dingen gestellt hat, die ihn zeitlebens umgeben.

Der Girgl war zwar armer Leute Kind, aber hat's doch gut gehabt. Krank ist er nie gewesen, das Essen hat ihm immer so gut geschmeckt, daß der König von Frankreich drum hätte beneiden möge, und die Not müßte schon recht grobkörrig einschlagen bis so ein glückseliger, herrgottsreicher Lausbub spannt davon.

Einem gesunden Burschen ist's immer am wohlsten draußen im Freien. Sich mit den Schönheiten der Wieße und des Waldes recht wacker abzufinden ist aber auch eine Sache, die gelernt sein muß.

Kind wußte das nicht so glücklich anzupacken, wenn es jeden Tag aus seinem Lesebuch ein Blümlein auf der Heide oder vom Weiden im Walde einstudiert. Unfehlbar würde es am ersten, nächstfolgenden Himbeerstrauch die Finger blutig reißen und ein recht unwillkürliches Geplärz anheben.

Die Himbeeren brachten dem Girgl, als er sieben Jahre alt war, das erste selbstverdiente Geld ein. Er versteckte ihn in einen Glückszustand von fast bedeutendem Einschlag. Und warum soll man über nicht glücklich sein, wenn die Liebe zum Wald einen dünnwandigen goldnen oder doch wenigstens einen goldenen Boden hat? Die Mutter hatte auch so was ähnliches wie geweint vor Freude und schöner Zukunftshoffnung, als er seine ersten fünf Pfennige darbrachte. Ein Mann und eine Frau, die miteinander durch den Wald gingen und sich lauter unterredeten, gaben, hatten sie ihm für einen halben Hut Himbeeren geschenkt.

Später ging's schon reichlicher mit dem Verdienen, war auch noch schön, aber doch nimmer so märchenhafterschütternd. Ein Kind von armen Leuten hat so bequem essen, schlafen, in die Schule gehen, allenfalls zur Erntezeit am Heuwagen obenaufsitzen wie der Bub eines reichen Bauern. Da heißt's arbeiten, Groschen verdienen, und erst wenn man einen kleinen Ausgleich heimbringt für das Geld, das man kostet, zählt man richtig als Mitmenschen. Wer sich einbildet, er sei für sich ein Lump, der ist von vornherein schon ein Lump.

Der Girgl war besonders draußen gut zu brauchen, auf dem Feld, und vor allem da, wo die Pferde knallen, auf der Landstraße. Die Pferde seiner Heimat kannte er ganz genau; wußte er von den Namen nicht, so legte er ihm einen für den Privatgebrauch bei. Dieses Verfahren übertrug er schließlich auch auf die andern, so daß jedes Pferd neben seinem eigentlichen, sozusagen bürgerlichen Namen im Munde des Branassergirgl noch einen besonderen Kosennamen führte. Manche ganz grobe drunter, wie sie nur auf dem Frühbeet einer kleinen Knabenphantasie wachsen. Ladel und Schierkappelpeter, Hausknecht, Gurgnaden und Sauerbrunn waren solche Namen, jeder natürlich mit einer bestimmten Beziehung. Obenan in seiner Liebe standen Erzengel und Bär, die beiden schweren Rappen des Schilderbauern. Der hatte einen der stattlichsten Pferde in der ganzen Gegend; am Girgl, der schon seit Jahren einen kleinen Dienst bei ihm versah, fand er viel Gefallen und versprach ihm, dem vierzehnjährigen Häuslersbuben, sogar, daß er ihn, wenn er erwachsen sei, als Knecht für seine Köpfer dinsten würde.

Seit diesem Versprechen hatte der Bursch ein Lebensziel vor Augen; Stallknecht beim Schilderbauern! Unmittelbarer Vorgesetzter des Erzengels und des Bären und vieler anderer, die ja auf eine besondere Weise längst Unterthanen in seinem geheimen Reichthum waren! Was es bedeutet, ein Lebensziel

zu haben, weiß jeder, der sich erst mühsam eines hat auswählen oder ausklügeln müssen. Und wer es hat, bei dem bekommt alles, was er anpact, einen bestimmten Sinn. Der Girgl suchte fortan Beschäftigung mit Gäulen, fuhr dem Schilderbauern Mist auf die Wiegen, besorgte auch, als der Bot krank wurde, einige Wochen lang das Botenfuhrwerk nach Staltach, einige Wochen lang jeden Tag den weiten Weg hin und zurück. Die Leute meinen zuweilen, so was wäre ja ein paar mal ganz schön, müßte jedoch auf die Dauer recht langweilig werden. Da kennen sie aber die Landstraße schlecht, und noch schlechter das Herz des Girgl Branasser.

Dieses Herz war so gestaltet, daß es die erfreulichen Dinge neben sich, über sich und links und rechts vom Landstraßengraben gar wohl herauszufinden verstand, gemäß den sehr frühen Vorstudien im Himbeerwald. Habt ihr eine Ahnung, was ein solches Herz mit einer einzigen Fichte am Wegrand, mit dem Ruckratsch, der vom Wald herübermedert, ja sogar mit dem struppigen, über die Straße hastenden Bärenvieh von Raupe alles anzufangen weiß! So einer wie der Girgl kennt sich bald besser aus in dem zappelnden und blühenden Kleinzeug seiner Heimat als mancher Professor, und hat außerdem den großen Vorteil vor dem Professor, daß ihm für das Allerschönste, was zappelt und blüht, die Augen unvergeschlossen bleiben.

Am Ende des ersten Dorfes, das er auf jenen Botenfahrten passierte, arbeitete ein junges Madel in seinem Gemüsgärtlein. Der Girgl hat gleich keck und gradaus zu ihr herübergelacht, wie man's halt macht, wenn einem was gefällt. Hoppla, für die könnte der Türkenbund gewachsen sein, den er allein an einer verborgenen Lichtung neben der Staltacher Straße wußte! Am Rückweg hat er ihr den Türkenbund gebracht. Sie hat sich sehr gefreut, hat ihm auf seine Frage gesagt, daß sie Liserl heiße, und ist so nach und nach sein Schatz geworden. Jedesmal auf seinen Fahrten hat er sie zweimal getroffen, am Hinweg und am Heimweg. Einmal mußte sie zufällig gerade um die Zeit, als er durchkam, ins übernächste Dorf zu einem Verwandten gehen. Da hat er sie aufgeladen und bis an ihr Ziel mitgenommen. Das war schon eine feine Fracht! Er zeigte ihr seine Lieblingsbäume, schnalzte ihr manches Kunststückel mit der Geißel vor und ließ auch manchen Jodler hinaus.

Drü-ariti-uliö!  
 Gamsfcl, heb di staad!  
 Drü-ariti-uliö!  
 Schang, daß 's di net draacht!  
 Drü-ariti-uliö!  
 Daß 's di net draacht!

Das Liserl ward also dem Girgl sein Schatz. Mit einem solchen Ereignis verschiebt sich freilich das Verhältnis zu allen Dingen, die man sonst lieb hat, ein wenig, aber in einem so gejunten Bauernknödel, wie das Herz des Girgl Branasser einer war, behalten sie deswegen doch noch einen wohllichen Platz.



Wie nur dem Kronenwirt sein Franz darauf kommen kann, der Girgl sei auf ihn wegen der Köslwanger Zenzi eifersüchtig! Es gibt nur eine Erklärung dafür: die Zenzi hat einmal den Franz aufgezwickt, daß ihr der Girgl halt doch besser gefalle wie er. Also genau umgekehrt stand's mit der Eifersucht, wie denn die Menschen oft ihre eigenen Hauptfehler an anderen wahrzunehmen glauben. Ja, ja, da sitzt der Has im Pfeffer! — Wegen der Zenzi! Der Girgl eifersüchtig wegen der Zenzi! Sollte ihm einfallen! Die Zenzi und das Liserl — das ist ja ein Unterschied wie zwischen einem abgerackerten



Das war schon eine feine Fracht.

Kärnergau und der braunen Urtschl, seinem Sattlergau, dem er jeden Morgen einen Margritenbuschen ans Kummel steckte.

Schöne Bleameln, braune Urtschl,  
Hamm im Kummel ihran Platz, hallari,  
Alba die aller schönsten Bleameln  
G'hör'n ins Kummel vo mein' Schatz, hallari!  
„Und a Bussel gibst ma drauf, Lisei!“ —

Ein schöneres Leben gibt's überhaupt nimmer.

Halt, Bräundl — brrr! Der Mensch soll's nicht bereden.

Der Girgl kommt heim, findet die Mutter weinend am Herd sitzen.

„Was gibt's, Muatta? Was hast?“

Es vergeht eine gute Weil', bis er endlich weiß, daß den Vater am Herzogstand drin ein Baum erschlagen hat. Der Mensch soll's nicht bereden, soll sich's gar nicht zu denken trauen, daß es ihm ganz gut geht.

Am andern Tag in aller Früh' bringen sie den alten Branasser mit eingeschlagenem Schädel herunter. In seine Pseife hatte er sich durch den Schlag so

fest verbissen, daß man sie ihm hätte herausstreifen müssen.

Aber einer von den Holzknechten erhob Einspruch dagegen.

„Laßt's as eahm drinna, er hat's seina Zenzia gern aus'n Maul ton.“

Mit dem Vater war auch sein Taglohn für im weg und der Bub mußte jetzt ganz anders zugehen. Nachdem sie den Alten begraben hatten, machte sich auf die Suche nach einer Dienststelle. Der bei dem er vorsprach, war der Schickerbauer.

„Schickerbaua, weg'n dein' Verspruch laam!“

„Habt's 'n Vatun verlor'n, gel. Is a harte für enk, i woah scho. Also, mit dem Verh' hat's natürl' sei Wichtigkeit, da kannst di scho lass'n. Aber grad eha trifft si si schlecht auf.“

„Kannst mi eha net brauchn, gel. Hast scho gnuua Leut' eing'stellt.“

„Freili, und auf die Jahreszeit scho gar. Na ma do no a wengl z' jung aa, Girgl, mit sechzeh Jahr. Ueber's Jahr nacha baldi laamst hätt' i nix dageg'n.“

„Is mar aa recht,“ sagt der Girgl, nachdem seinen Hut ein paarmal in den Händen gedreht hat, „aba dein' Verspruch han i, gel.“

„Da seit si gar nix.“

„Also, na pfua God, Schickerbaua!“

„Pfüt di!“ Und wie der Bursch abgehen ruft er ihm noch nach: „Du — hör! Vielleicht, s' in da Ziegelei drübn oan' brauchen laamt'n.“

„Jawohl, i wer amal schaug'n.“

Der Rat war gut. In der Ziegelei bekam wirklich einen Fuhrposten, der sich auf ein Jahr als Vorstufe für den Dienst beim Schickerbauern gut ertragen ließ. Gänle hatte er jetzt auch z' sorgen, und was die zogen, war zwar nicht gleichgültig, aber doch nicht so wichtig. Man nicht immer gleich ein Liserl herumfrachten.

Dazwischen hinein fand er stets noch Zeit, die oder andere kleine Arbeit für den Schickerbauer verrichten.

„Girgl,“ sagte der eines Tages, „du bist Schlechta mit die Gänl'. Und im Schnalzen oana hergeh', ob er di abidruckt. Und nacha b du eh scho so guat wie 'bunga bei mir; magst Lenhardi mit meine zwoa Kapp'n auf Tölz u“

Also derselbe Schickerbauer war's, der ihm auch die Erfüllung seines zweiten Herzenswunsches verhieß. Vor Freude vergaß der Bursch ja sagen. Es war auch nicht nötig. Dieses „Ja“ satt glänzend auf seinem Gesicht und zog sich der Nasenspitze, in kühnem Bogen die Augen mit einschließend, bis hinter an die Ohrläppchen. breitgedehnte Mund aber machte gleichsam einen Strich darunter, daß der Schickerbauer das nicht übersehen konnte.

Die Tölzer Leonhardifahrt ist ein alter Brauch. Jedes Jahr am Tage des Heiligen, unter dessen sonderm Schutz die Pferde gestellt sind, am 6. November, reiten und fahren die Bauernburschen

gebung mit schön geschmückten Kössern und Wagen  
mal um die Kirche und zeigen dabei, was sie ver-  
im im Koglentem und Veitshentnallen. Hernach  
et der Pfarre die Fuhrwerk' aus, und nach dem  
gottesdienst gibt's Würstchen und Bier.

Es war schon eine große Ehr' für den Girgl,  
seine Fuhrknechtslaufbahn gleich mit diesem Höhe-  
punkt zu beginnen versprach und er am Fest des  
beheiligen seine Geißel über dem Erzengel und  
Bären schwingen sollte. Mit seinen siebzehn

noch öfter als sonst hat er in diesen Tagen beim  
Schinderbauern einen kurzen Stallbesuch gemacht. Der  
schöne Heimweg von der Ziegelei führte ihn ohne  
vorbei, und niemals ist er dran vorbeigegangen.

Es war auch nur für einen Augenblick, um die zwei  
Häupter zu streicheln oder mit den Fingern ihre  
schönen Mähnen durchzukämmen. Der Stallknecht  
Bauern war nicht von solcher Natur, daß ihn  
im mindesten geärgert oder in eine Art von  
Verachtung gebracht hätte. Im Gegentheil, wenn ihm  
Girgl einmal das Striegel abnahm, freute er  
sich auf seinen Strohsack und schnarrte

fünf Minuten ebenso regelmäßig, als der an-  
dere Eselstamm über das glänzendschwarze Pferde-  
zeug. So einer, dem seine Säule nicht über alles  
geht, der sollte dies Geschäft schon gleich aufgeben.

„Ein Stallknecht sein will, bei dem muß es  
sein: Erst meine Säule, dann ich selber. Erzengel  
Bär, das wird für euch auch eine bessere Zeit,  
wenn euch der Girgl erst einmal ganz unterm Strie-  
gel hat.“

„Wie der ein Pferd schon anrührt! Wie der ein-  
mal! Und die Zügel hält!“

„Wer ihn gekannt hat, der begreift wohl, daß es  
damals im Untersuchungsgefängnis zu München  
sein Herz aufgerissen hatte, wie er draußen eine  
Kugel knallen hörte.“

Der Girgl war eben ein Fuhrknecht nicht nur dem  
Beruf nach; der Beruf steckte tiefer in ihm. Wo  
vielleicht Kirchenmusik und eine bewegliche  
Sonntagspredigt brauchen, bis ihre innersten Herz-  
gezeiten einmal in Schwingung geraten, da tat's bei  
ihm wohl schon der sonnige Wehrauch der Land-  
wägen, nickende Pferdehälse und der fröhliche Choral  
der Weigelschmitten. So einer kann aber auch lei-  
den Menschen ernstlich böse sein. Und jetzt sah er

hinter Gefängnismauern, weil sie meinen, daß er  
schon was! Ja dumm! Lang kann's doch nimmer  
dauern, bis seine Unschuld offen daliegt; und dann  
werden sie ihn freigeben und ihren Mißgriff bitter  
erkennt.

Es dauerte aber noch ziemlich lang und zog sich  
weit in den Oktober hinein. Der Girgl schraubte  
sich Hoffnung, sofort freigelassen zu werden, bereits  
auf den Zeitpunkt des Leonhardtstages herab. Das  
war das Auserkoste, was er dem unseligen Irrtum  
seiner Mitmenschen gemehnen konnte. An Leonhardi  
sollte er frei sein! Zwei schwere Rappen erwarteten  
ihn da als ihren Führer im festlichen Umzug. Aber

auch ein Dirndl wirtschaftet sehnsüchtig und ohne die  
rechte Freude in seinem Gemüsgarten herum, und  
eine alte Häuslerin meint sich vielleicht die Augen  
blind.

Tag um Tag verstrich, bis es endlich dem Rechts-  
anwalt Dr. Haunerer gelang, den Freispruch für  
den Georg Brannasser zu erwirken. Es war nicht  
leicht. Denn obgleich sich kein sicheres Beweismaterial  
für seine Schuld beibringen ließ, so stand doch des  
Girgls eigenes, unvorsichtiges Geständnis dieser  
Lösung hartnäckig im Wege.

Gerade einen Tag vor Leonhardi war's, als er  
wieder heimkam, blaß, schen, mit einem mehr ängst-  
lichen als bitteren Ausdruck; härter noch als seiner  
kräftigen Natur hatten diese schweren Wochen seiner  
Mutter zugesetzt. Die war gar gering geworden in  
der Zeit.

Aber nun konnte ja alles wieder gut werden.

„Han is's net g'sagt, daß i unschuldi bin! Mir,  
gar nix ham's ma nachweisen können. Freisprechen  
ham's mi müassen.“

Diesem Trost stand freilich auch wieder die bittere  
Tatsache gegenüber, daß er halt doch wochenlang in  
München im Gefängnis gesessen war. Schuldig oder



Er sollte sagen, daß sich seine Unschuld aufweisen laße.

unschuldig — ob die Leute lang danach fragen  
werden? Werden sie ihn nicht künftig als einen be-  
handeln, der eben schon gesessen ist? Aber weg mit  
solchen Gedanken! Er ist ja freigesprochen, wie sich's  
gehört, weil er nicht beim Kronzwirt angezündet  
hat, und jedem, der es wissen wollte, konnte er's ja  
genau aufweisen.

Also, der Girgl kam wieder nach Haus, als der  
Kalender überm Herd der alten Häuslerin den 5.  
November zeigte. Morgen Leonhardi! „Morg'n hätt'  
i an Schinderbauern seine Rappen fahr'n soll'n.“

Die Mutter redete ihm zu, er solle hinübergehen, solle sagen, daß sich seine Unschuld aufgewiesen habe, daß er jetzt wieder da sei und daß er morgen, wie ausgemacht, mit den Klappen auf Tölz fahren wolle.

Aber er hatte auf einmal die ganze Lust verloren. Die Scheußlichkeit, daß man ihn, den Unschuldigen, wochenlang festgehalten, kam ihm erst jetzt, in der wiedererlangten Freiheit, recht zum Bewußtsein und vergällte ihm die Freude. Muß man nun wirklich jedem Menschen eigens versichern, man sei unschuldig eingesperrt gewesen? Das heißt also: die Leute glauben alle das Gegenteil!

Zum Teufel! Er wollte lieber keine Menschen sehen, als einem jeden diese Selbstverständlichkeit auseinandersetzen. Während die Bauernburschen des Tölzer Landes mit blumengeschmückten Geißeln ihre Köpfe um die Leonhardskirche jagten, saß er daheim und stierte vor sich hin, fast wie einer, der aus Strafe nicht mittun durfte, fast wie einer, der gefangen-saß. Sollte man's glauben, daß sich sogar so was gewöhnt?

Den nächsten Tag ging er in die Ziegelei, um seinen Dienst wieder anzutreten. Oha! Die Stelle war längst neu besetzt und für ihn nichts mehr zu tun. Da spürte der Girgl Branasser zum erstenmal in seinem Leben den eigentlichen bitteren Haß in sich aufkommen. Er wollte sich Einlaß zum Direktor verschaffen, natürlich nicht, um ihn zu bitten, sondern um ihm — Kreuz Himmel Herrgott! Der Direktor war aber nicht da, und der Girgl ging wieder nach Haus. Es war besser so. Was brauchte er sich auch so aufzuregen!

Auf den Dienst in der Ziegelei konnte er ja pfeifen, nachdem er was ganz anderes so gut wie in der Tasche hatte: den Verspruch vom Schickerbauern. Auch trafen alle Voraussetzungen auf das günstigste zusammen: daß er nämlich siebzehn Jahre alt war und daß der Bauer vor ein paar Tagen seinen schlampigen Stallknecht entlassen hatte.

Wie der Girgl in die Stube trat, schaute ihn der Schickerbauer mit einem sonderbaren Blick an, stauend und doch eiskalt. Der Girgl mußte einigen Widerstand leisten, um von diesem Blick nicht kerzengrad wieder zur Tür hinausgeweht zu werden. Eine Sekunde später hatte er sich besonnen, daß es immerhin der Schickerbauer war, der so dreinschaute, und daß sich der Ausdruck auf dem Gesicht doch nicht lang halten könne, wenn er nur erst zu reden anfinge. Drum holte er einen tiefen Atemzug und legte los.

„Eha waar i halt wieda da, und — und siebzehn Jahr waar i eh aa, und wenn's da' recht waar, nacha staand i halt eh ein bei dir als Hofknecht.“

Der Schickerbauer schaute noch grade so wie vorher. „Wenn's ma recht waar?“

„Jawohl, und — und — also — dein' Verspruch han i a so —“

„Mein' Verspruch hast, jawohl; des han i net vergessen, wann ma si glei nur an des halten bräucht', was g'schrieb'n steht.“

„Han? Wia moanst des?“  
„Des sell, wo ma schriftli aufweisen lo, an muas ma si halt'n. Aba zwegn dem —“

„Gel, zwegn dem is unja Verspruch do so g'wien wia unterschriftli. I hon's ja g'wist, Schickerbauer, daß's da nir gibt bei dir. Und daß i' mi so in der Untersuchung g'halt'n ham — unschuldi, weil's ma durchaus gar nir ham aufweisen können —“

„Woas scho, woas scho, daß d' freig'sproch'n wilst.“

Dem Girgl wurde es rückweis immer noch Am Schickerbauern hatte er sich also nicht verreckt.  
„Wann kann i na —“

Wieder unterbrach ihn der Bauer.  
„Girgl, eh will dar i amal was sag'n. Das net anzünd't hast bei'n Kronenwirt, da bin i te Augenblick zweifelhaft gwen; bals an mir li kunntst heut no einstehn bei mir.“

„Ja — eka muas i scho frag'n, an wem sie denn nacha, bals net an dir liegt?“

„Kunntst heut no einstehn bei mir. Aba denkst da' denn du des mit die andern Knecht? I der selbig'n Brandg'schicht' werd no alls g'viel g'wien und daß dei' Nama sell aa mit unterlaufft, des la da' denk'n. Da waar na allbod da Streit scho und i hätt' 's ganz' Jahr an Spettall im Hof. So Sachen, die kennt ma scho! Dana von m' Leut' hat eh scho aufg'mamt, daß a mar aus'n Hof geht, bal i di einstell'.“

„Wer hat des g'sagt? Den möcht' i wissen!“  
„Des is eka ganz Nebenjach', wer des g'sagt hat.“  
„Aber i muas 'n wissen, den! Des woll'n do seh'n, ob si oana so auslassen derf über den zoag' i's na scho —“

„No, da hamma's ja! Da waar'n ja die erid' Prügel scho g'nau beimand. Also, Girgl, des net! Des kann net sei! So weit hat da Verspruch koa Giltigkeit net!“

„Wia? Muas i des wirkli glaub'n? Und do durchaus unschuldi! Und hat ma do toana nachweisen können!“

„Und wannst as no hundertmal sagst, zwegn i machst du die Sach' aa net anderschis, als wia amal is. Laß da' sag'n, Girgl: du muast auf's a paar Jahr'n aufa in d' Fremd'n, sonst kriegst du Kuah nimma. Dahoam hast du des rechte Blei net, und wia's dir bei mir gang', so gehr's da an jed'n andern aa.“

„Ja Herrgott, wo i do durchaus —“  
„Sei do staad! Dei G'schroa hilfst da' gar und mi brauchst scho am allerwenigsten anblät' wo i do selba von deiner Unschuld überzeugt Ueberhaupt's, wenn's nach mir gang' —“

„Is scho recht na, Schickerbauer. Pfua God! Der Girgl wollte gehen, aber der andre rief nochmal zurück, zog ein Goldstück aus seinem Beutel und brückte es ihm in die Hand.“

„Säl!“  
„Herrgott Sakrament! Hast di gern los'fah“



bein' Versuch! G'halt'n selba, dein' Dred!  
 "Nix brauch' nix von dir!" schreit der Girgl, wirft dem  
 Bauer das Geldstück vor die Füße, rennt  
 hinaus und schmeißt die Tür zu, daß die Fenster-  
 klappen klirren.  
 "Ladell, g'herta, na laßt as halt bleib'n," brummt  
 Bauer, indem er sich bückt und das verschmähte  
 Geld wieder aufklaubt. —  
 So schmerzlich das Resultat dieser Unterredung  
 den Girgl war, einen guten Rat hatte er auch



„Nix brauch' nix von dir!“ schreit der Girgl.

mal wieder bekommen; er befolgte ihn alsbald,  
 in die Fremde und suchte erst im Oberbayrischen,  
 aber auch im Schwäbischen herum nach einer Be-  
 stätigung.  
 Das Leyerl hätte er wohl gern noch einmal ge-  
 sehen, bevor er aufbrach. Aber es langte nicht zu  
 ihm Entschluß, sie aufzusuchen, denn wer weiß, was  
 da wieder erlebt hätte. Wie verheert waren die  
 Wälder. Bis auf eine: die alte Häuslerin, deren  
 Vertrauen zum Girgl noch wuchs, je mehr ihn das  
 seltsame Mißtrauen der andern in die Enge trieb.  
 Sie hatte st. is eine tröstende Entschuldigung bereit,  
 wenn er wieder und wieder von einem erzählte, der  
 immer dreinschaute, mürrischer „Grüß Gott“ sagte  
 und schneller an ihm vorüberging als früher. Da  
 ihr selbst wohl ein arger Haß auf; aber mäch-  
 tiger als der Haß ist immer noch die Lieb' gewesen,  
 und ihren Buben zu schonen, brachte sie es fertig,  
 die Menschen sogar gegen seinen Argwohn zu ver-  
 zücheln.  
 „Werd eahm halt was äbers Leyerl trocken sein.“  
 „Geh, der hat nia freundli g'schaut,“ oder „Hat  
 er wieder amal recht notwendi g'habt, der! Ja, ja,  
 er laßt net aus.“  
 Und doch, alte Häuslerin, ändert die Mutterliebe

nicht, was sie allenfalls eine kurze Zeit sorgsam ver-  
 decken kann. Dem Girgl brennt der Heimaboden  
 schwere Wunden in die Sohlen. Er muß fort. Wer  
 am schwersten daran zu tragen hat, bist freilich du;  
 dein lärgliches Alter wird von der einen, dünnen  
 Hoffnung belebt, daß du ihn vielleicht noch einmal  
 wiedersehst. Vielleicht.

Draußen, unter anderen Bäumen und zwischen  
 ungewohnten Gesichtern ging's dem Burschen erst  
 noch schlimmer. Ein Bauer, der ihn einstellen wollte,  
 erfuhr durch die Gendarmerie, daß der Georg Bra-  
 nasser schon einmal wegen Brandstiftungsverdacht in  
 Untersuchung war. Auweh! Man braucht nicht  
 grad von der bedenklichen Seite zu sein; aber einen  
 ins Haus zu nehmen, dessen Name schon im Zu-  
 sammenhang mit dem Wort „Brandstiftung“ genannt  
 worden, das ist ja fast so viel, als selber den Zun-  
 der in sein Sach' legen! Nix da! Vielleicht ist ein  
 anderer so hirnverbrannt.

Weiter wandert der Girgl. Jedes Dorf, das er  
 betritt, erscheint ihm unheimlicher als das vorige,  
 gleich als ob er alle Höllenstationen zu durchschreiten  
 hätte. Und überall weiß die Gendarmerie von der  
 verwünschten Untersuchungschaft, und überall langen  
 die Bauern in den Weihwasserfessel und schlagen mit  
 den benehten Händen ihre Tür zu.

Manch eine Nacht verbringt er draußen im Wald  
 oder in irgendeinem Heustadel, und überlegt hin und  
 her, ob's denn gar kein Mittel mehr gäbe auf der  
 weiten Welt, die verhehten Menschen von seiner Un-  
 schuld zu überzeugen. Wie, wenn er sich an den  
 Doktor Haunerer in München wendete? Aber der  
 konnte halt auch nur sagen, daß er zwar im Unter-  
 suchungsgefängnis gesessen, aber freigesprochen worden  
 ist. Das Untersuchungsgefängnis, das ist's, was die  
 Leute stutzig macht. Verflucht! Wie kann man sich  
 aber auch als schuldig bekennen, wenn man's nicht  
 ist! Und immer wie'er solche Gedanken, die dem  
 Girgl jetzt nichts mehr helfen.

Er wandert weiter. Wie man das Wandern nur  
 eine so schöne Sache nennen kann! Tagaus, tag-  
 ein auf der staubigen Landstraße dahin, ohne irgend-  
 eine Freude — hatschl! hat er eine Nupe totgetreten,  
 die ihn ärgerte, weil sie seinen Weg krenzen wollte  
 — ohne irgendeine Freude und eigentlich auch ohne  
 die rechte Hoffnung, daß es je wieder anders wird.  
 Der Teufel soll's holen!

Bei den Bauern hatte er gar keine Aussicht.  
 Schließlich mußte er zufrieden sein, daß er bei einem  
 Straßenbau Beschäftigung als Steinklopfer fand.  
 Gleichgültig, nur von einem verdrießlichen Zerstörungen-  
 bedürfnis beseelt, schlug er auf die tantigen Quarz-  
 stücke los. Wenn ein Wagen auf dem rohen Bruch  
 vorüberfahnte und wenn der Fuhrmann gar die  
 Geißel schnalzen ließ, schaute er eine Zeitlang nach,  
 dann schwang er den kurzen Hammer heftiger, und  
 die Splitter flogen weit.

Wem sich am Tage, im Sonnenschein, bei der  
 Arbeit die Freuden verborgen halten, der pflegt sie  
 des Abends im Wirtshaus aufzusuchen und seinen

Mißmut mit Bier zu verdünnen. Vom Girgl hatte man's wohl nicht gedacht, daß er auch einmal diesen Weg einschlagen würde. Da konnte er — etwa nach der vierten, fünften Maß — auch hie und da wieder lustig werden, ganz anders freilich wie früher, denn der Rejonanzboden seiner Lachgeige hatte im Lauf der Zeit gar zu sehr gelitten. Viel hält ein solches Instrument aus, aber wenn ihm so hartnäckig zugesetzt wird, kennt man's doch am Klang.

So vergingen Jahre für den Steinklopfergirgl, ohne daß sich was Besonderes zugetragen hätte oder seine Lage eine bessere geworden wäre, abgesehen von dem, was auch hier die ameisenartig arbeitende Gewohnheit tat. Ein Ereignis brachte erst der Tag, an dem er seine Heimat wieder sah. Und zwar nicht, weil ihn die Sehnsucht in das liebe Dorf zurückgerufen hätte, sondern weil in der Nähe eine große Bergstraße angelegt wurde, wobei er Arbeit bekam. Ein Zufall war's also, der ihn heimführte. War's nicht auch ein Zufall, der ihn einst weggerieben?

Die alte Branasserin lebte noch. Das ewige Hoffen und Erwarten hatte sie mehr gestärkt als gebrochen. Sie wußte es doch bestimmter, als man's begreifen mag, daß dieser Tag kommen mußte.

Der Girgl konnte sich nicht so freuen. Der Haß gegen seine Landsleute war ihm von neuem aufgestiegen, wie er den Gemeindeboden betrat. Von Vergessen kann ja keine Rede sein; die brauchten ihn nur zu sehen, und die Erinnerung an die Brandgeschichte war wieder ebenso lebendig, als auch er jetzt noch daran zu beißen hatte. Drum hielt er sich so gut als möglich verborgen, ging untertags hinauf zum Straßenbau und saß abends mit anderen Straßenarbeitern in der Knechtstube beim Bichelmoser, einem einsamen Wirtshaus draußen vor dem Dorf. Da gab's mitunter schwere Räusche, wie sie einem Luß und Mut verleihen, mit der ganzen Welt wegen eines jeden erlittenen Unrechts gehörig abzurechnen.

„Himmel Herrgott, geht's nur her und sagt's ma's, was i enk tan ho, geht's nur her, bal's a Schneid habt's — ös — Himmel Sakra, den Brandstifta zoag' i enk na scho! Kreuz Teufel!“

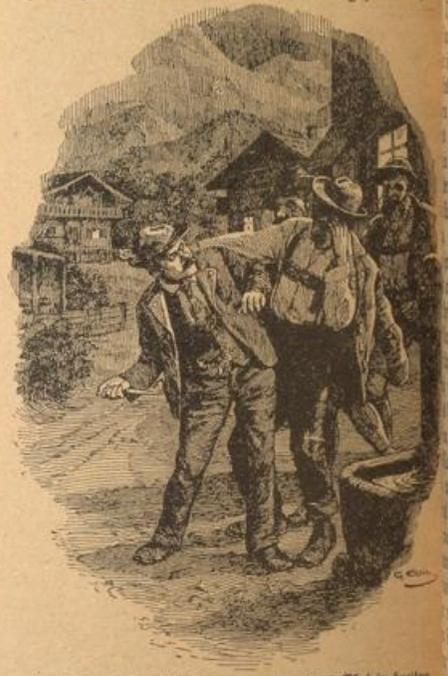
So schreit er, wie er wieder einmal um die Mitternachtszeit mit zwei andern Steinklopfern beim Bichelmoser zur Tür herausrumpelt. Seine Begleiter bemühen sich, ihn zu beruhigen und möglichst schnell nach Haus zu bringen, denn heut hat's ihn wieder einmal böß. Aber je mehr sie auf ihn einzuwirken versuchen, je lauter schreit er, immer wieder dazwischenfragend, ob er vielleicht nicht das Recht hätte, seine Meinung zu sagen, und ob grad er sich wie ein Hund behandeln lassen müsse, wo er doch durchaus —

Mitten in seinem Gepolter rennt er an einen hin, der ihren Weg in der Richtung gegen den Kronenwirt kreuzte.

„Kannst net auffschau'n, Rammel, b'joffna!“ erwidert der auf den Kempter und will weitergehen. Aber der Girgl wär' ausgerechnet jetzt in der Verfassung, sich so was gefallen zu lassen, packt den Keil am Kragen und fragt ihn, zwar ins Ohr, aber so

laut, daß ihm die Stimme über'schnappt: „Wo was hin i, han?“ Der Angegriffene macht sich einem plötzlichen Ruck los, schaut sich den Brauch an, und im gleichen Augenblick erkennen sich die zwei der eine den Georg Branasser und der andre den Kronenwirt-Franz.

Ja, die Brandgeschichte von 1892 hatten die beiden allerdings noch nicht vergessen. Anfangs sprach wohl mehr darüber, erhobte sich auch des öfteren Biertisch in der Stellungnahme für oder gegen den Girgl, allmählich aber brachte der Gang der Welt wieder andere beleuchtenswerte Dinge, und jenes Ereignis wurde samt seinem großen Inventar, worin der Name Branasser gehörte, ins Unterbewußtsein geliefert, hier wie ein alter Alt registriert und im späteren Bedarf jedenfalls an einer leicht zugänglichen Stelle aufgehoben. Freilich verflochten sich hier die Sache selbst und Girgl's Name immer fester und ander, und wer jetzt, nach Jahren, den verstaubten Stof wieder herauszog aus seiner Gehirntregistrar, der las fast wörtlich darin von dem siebzehnjährigen Fuhrknecht, der beim Kronenwirt angezündet hat.



Im selben Augenblick spricht dem Girgl das Blut in breiten Strömen aus der Schläfe.

Eine andere Ursache des Brandes hat sich niema feststellen lassen, weil sich die Polizei und mit ihr die öffentliche Meinung gleich am Anfang gar hastig in eine falsche Gasse verirrte. Also blieb immer wieder an dem selbigen Fuhrknecht hängen. Eine ausgemachte Sache war das natürlich für den Franz. Der konnte seinerseits die Gerichtsbarkeit nicht begreifen, daß sie den mit einem so lächerlich geringen Strafmaß hatte durchkommen lassen.

Aber jetzt schien das Schickal eine mitternächliche Abrechnungsstunde herbeigeführt zu haben.

Was hast denn du bei uns z' suchen? Lump! Brandlega! Zuchthäusla!"

Nach dem Girgl schoß der Gedanke einer Abrechnung durch den Kopf. Der Zurus des Wirtssohnes verjagte ihn so in Wut, daß er statt eines Wortes nur ein paar gurgelnde Laute hervorbrachte und sich wie ein Tier auf seinen Feind stürzte. Die zwei andern Arbeiter merkten gleich, daß man so zu keinem harmlosen Waffengang auseinanderprallt, und verjagten den Betrunkenen zurückzureißen. Das faßte der Franz so auf, als wollten alle drei über ihn herfallen. Jetzt galt's. Wie er sie einschätzte, war gegen diese Burischen jedes Mittel der Notwehr erlaubt und auch nötig. Schnell reißt er seinen Knicker aus der Hintertasche, zieht mit dem Mund das Futteral ab, und im selben Augenblick spritzt schon dem Girgl das Blut in breiten Strömen aus der Schläse.

Damit war die Kampfeswut plötzlich gestillt. Die Begleiter des Girgl unterbinden ihm, so gut sie's überlegen, mit Sacktüchern und Hosenträgern die Wunde. Der Franz aber, der sich so schnell Ruhe verschafft hat, geht seines Weges weiter und sagt nur: "Der hat sein' Denzettel."

Die Häuslerin, die arme Haut, mußte jetzt Krankenpflegerin machen für ihren Sohn. Es war auf Epiz und Knopf gestanden damals; beinah' hätte er um ein Gramm Blut mehr verloren, als ein Mensch, der am Leben bleiben will, entbehren kann. Aber die Aussicht, ihn durchzubringen, nahm bald wieder zu.

Wenn jemand kam und zum Girgl sagte: "Du, den zeigst an; der kriegt na scho sein' Teil!" dann münkte er heftig ab und meinte: "Laßt's ma do mein' Ruach! Nur auf loa G'richt mehr! Sagt's ma nix vom G'richt! I geh enk auf loa G'richt nimma! Da woas man nia, wie ma z'ruckkimm!" Man durfte das Gepräch nicht auf solche Sachen bringen. "Red's ma nur von loa' G'richt nix!"

Eines Tages erzählte ihm seine Mutter, eine junge Bäuerin von Bichl hätte sich neulich einmal nach dem Girgl erkundigt.

"Da muasht di du aba do scho täusch'n," gab er zur Antwort.

Sie täuschte sich jedoch nicht. Die Bäuerin hätte er früher recht gern geseh'n, hätte sie auch einmal auf dem Staltacher Botenfuhrwerk mitgenommen. Jetzt ging dem Girgl ein Licht auf.

"Ja, is sie — hat sie — hat sie net aa 'glaubt, daß i bei'n Kronawirt —"

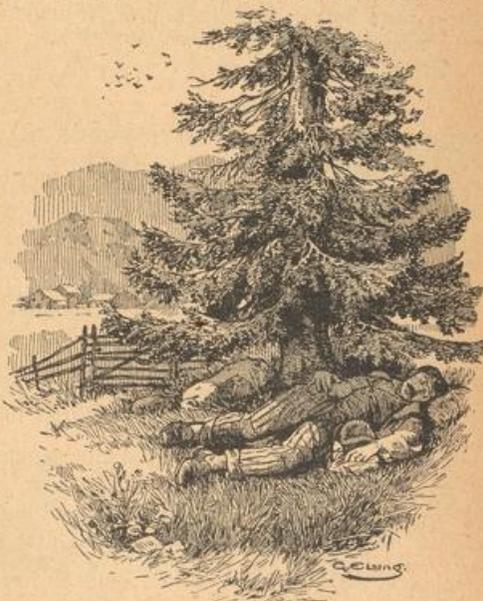
Die Alte schnitt ihm immer die Rede ab, wenn er auf diese Angelegenheit verfiel.

"Sie hat ma g'sagt, sie hätt' allweil auf di g'wart't, und auf den falschen Verdacht hätt' sie nia was geb'n, sagt s', und wiasht du von München hoamtemma bist, hat sie g'moant, du werst di scho wieder umfahng'n nach ihr, hat s' g'sagt, aba du bist net temma, sagt s', und sie hätt' halt allweil g'wart't und allweil g'wart't, und vor zwei Jahr, hat s'

g'sagt, is sie na Bäuerin wor'n von oan' in Bichl drüb'n."

"Des hat sie g'sagt?"

Der Girgl brachte die ganze Nacht kein Aug' zu. Alte Häuslerin, da hast du was Schönes angestellt! In der Früh, noch vor Sonnenaufgang, stand er auf, zog sich an und ging mühsam, schwach wie ein



Unter der Fichte fand man am selben Tag seine Leiche.

ganz alter Mann, mit dickverbundenem Kopf hinaus ins Freie. Es war ihm, als müßte er in der dumpfen Kammer ersticken. Die frische Luft tat ihre gute Wirkung, von Minute zu Minute fühlte er sich freier und kräftiger. Erst suchte er aus dem Dorfe hinauszukommen, dann wanderte er auf der großen Straße in der Richtung gegen Staltach. Immer weiter. Am Ende des ersten Dorfes schaute er sich nach einem kleinen Gemüsgärtlein um, das er kannte. Er fand es aber nicht, da sich an seine Stelle ein großer Neubau gesetzt und das armselige Gärtlein unter sich zermalmt hatte. Drum ging er auch hier vorüber.

Draußen, außerhalb der menschlichen Siedelungen, war ihm alles so vertraut, und Vertrauensseligkeit und Gegenwart flossen ihm so innig ineinander, daß er sich nur wunderte, nicht Pferdetritt und das Knarren des alten Botenwagens neben sich zu hören. Das Morgenrot legte sich um die Tölzer Berge. Auf der anderen Seite hoben sich die Kohlgruber und Algäuer Kämme aus tiefem Blau.

Jetzt mußte er bald zu der großen Fichte kommen, die er einst von allen Bäumen am meisten ins Herz geschlossen. — — —

Unter dieser Fichte fand man am selben Tag seine Leiche. Er war verblutet aus der Wunde, die ihm

vor wenigen Tagen bei einem nächtlichen Streit der Sohn des Kronenwirts an der linken Schläfe beiegebracht hatte. Neben ihm lag der heruntergerissene Verband. —

Es ist nicht leicht, das Herz eines Menschen zu kennen. Das des Gıngl Branasser muß doch ein gutes gewesen und im Grunde auch geblieben sein. Manche zweifeln zwar daran, schütteln den Kopf und beargwöhnen nicht, wie er dann seiner alten Mutter so was hat antun können.



### Der Hannickel.

Erzählung von Th. A. Wendelin aus der weit offenen Türe der stattlichen Dorfkirche quillt Orgelklang, Kerzenschein und noch etwas anderes, Unnennbares, ein Hauch von Feierlichkeit. Es ist doch ein eigen

glocken. So mancher, der sich sonst die Kirche nur von außen ansieht, folgt ihrem Ruf.

Immer neue Scharen eilen die Stufen hinan. Die Frauen haben weit offene glänzende Augen, die Männer schreiten ernst und still und sehen nicht links und nicht rechts. Sie schämen sich, die weltfremde Regung zu zeigen, die langsam auch in ihren Augen aufglänzt.

Wohl denen, die in solcher Stunde ein Kinderhändchen warm und fest in ihrer Hand halten und gerührt in staunende gläubige Kinderaugen sehen, darin der Lichtglanz sich spiegelt.

Bis zu den Kleinsten werden die Kinder heute mitgenommen, fast bis zu den Allerkleinsten in der Wiege, die ein altes Mütterchen, dem das Kirchengen gehen schon zu schwer wird, hütet.

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ So mächtig setzte der hundertstimmige Lobgesang ein, daß es dem alten Hannickel (Johannes Nikolaus), der unten auf der Straße vorbeiging, in die halbtönen Ohren klang und ihn zum Aufschauen bewog. Und wie er seine blöden alten Augen zu den schimmernden Lichtlein erhob, die so geheimnisvoll aus dem Halbdunkel der Kirche herausgrüßten, kam etwas Eigenes über ihn, darüber er sich keine Rechenschaft zu geben vermocht hätte, ein Gefühl der Sehnsucht, wie er es lange nicht mehr gekannt. Der flimmernde Kerzenschein zog ihn unwiderstehlich an. Wie er ging und stand, humpelte er an seinem Stock die Stufen hinan und trat als letzter in die überfüllte Kirche.

Mühsam schaffte der Kirchendiener ihm noch einen Platz auf der Treppe zur Empore. Und da saß er nun, die alte Mütze in den auf den Knien gefalteten Händen, mit offenem, schwer atmendem Munde und schaute mit seinen blöden, rotgeränderten Augen in den traulichen Lichtschein.

Er hörte nicht, was die Leute sangen, und hörte nicht, was der Pfarrer sagte. Er dachte nichts, und sah und fühlte nichts mit Bewußtsein, er betete auch nicht. Er war so alt und unfähig geworden, seine Seele schien verdorrt wie sein alter Körper. Und nun saß er zum ersten Male nach langer Zeit da unter den Hunderten, die heute ihrem Gott näher zu kommen suchten in Hoffen und Sehnen, und seine arme Seele suchte ihn auch, suchte den Grundton, auf den auch sie abgestimmt war, ängstlich und sehrend, wie ein verirrttes Kind den Heimweg sucht.

Es löste sich etwas in ihm, wie wenn eine große Last von ihm abfiel. Licht und Wärme des großen Raumes wirkten auf ihn wie etwas Kostliches, Langentbehrtes. Wie eine weiche, wohlige Flut war es um ihn her, und die Stimmen schienen ihm von weit, weit her zu kommen. Wunderbar wohl war ihm.

Gerade als ihm das zum Bewußtsein kommen wollte, kam es ihm auch, daß es ein Ende haben mußte. Schon rüstete die Gemeinde sich zum Aufbruch. Da erhob er sich schwerfällig und ging, der allererste, still dem Ausgang zu. Und die jungen Burischen, zwischen denen er gegessen hatte, lächelten hinter ihm her, wie sie die ganze Zeit her ein wenig



Da sah er, die alte Mütze in den gefalteten Händen.

hinunter und nach Hause.

In ihm war eine große Unruhe und Traurigkeit. Er sehnte sich unbeschreiblich nach irgend etwas, das ihm wohlthun möchte.

Es war bitter kalt auf der Straße. Und wie er, nach Hause gekommen, in sein armseliges, laßles

Stübchen trat, meinte er plötzlich zu wissen, nach was er sich so bitter sehnte. All die lange Zeit her, nicht erst heute. Heute war es ihm nur zum erstenmal so recht zum Bewußtsein gekommen, daß ihm die Wärme fehlte. Die wundervolle Wärme in der Kirche vorhin hatte es ihm zum Bewußtsein gebracht.

Der Hannickel setzte sich auf den Stuhl, der hübsch ordentlich vor seinem Bette stand und sah nach dem kaltgewordenen Deschen hinüber.

Sauber und aufgeräumt war sein Stübchen immer. Man konnte es der ehrsamten Witwe Annakatharina Weber nicht nachsagen, daß sie nicht ordentlich georgt hätte für ihren alten Pfllegebefohlenen Alles, was sie unter „ordentlich“ verstand, tat sie aufs Pünktchen. Und genau soviel, als ihr die Armenkasse bezahlte. Noch mehr zu tun, wäre in ihren Augen lächerlich gewesen. Denn sie selber hatte nichts zuzusehen und mußte sich herumtun, wenn sie für ihre alten Tage einen Notpfennig behalten wollte.

Und was die Armenkasse zahlte, das reichte eben dazu, dem Hannickel alle Tage ein wenig Feuer zu machen, ihm sein Essen zu kochen und seine Kleidung notdürftig zusammenzuhalten.

Mit dem Essen war der Hannickel immer zufrieden. Sein Nahrungsbedürfnis war nicht mehr groß, und es machte ihm wenig aus, wenn die Mahlzeit manchmal mehr als einfach war. Seine Kleidung war ihm auch, sehr im Gegensatz zu früher, schon lange gleichgültig geworden. Aber der Ofen, ja das war ein steter, stiller, aber erbitterter Kampf zwischen dem Hannickel und der Annakathrin. Um jeden Kohlenbrocken, um jedes Stückerl Holz konnte sie schmälern. Und seitdem der Hannickel einmal, derzeit sie bei der Nachbarin ein kleines Schwämmchen gemacht hatte, den ganzen, schon für den nächsten Tag beigeholten Kohlenvorrat auf einmal in den Ofen gestopft hatte, daß sie ihn bei ihrer Nachhausekunft rothglühend vorfand, wachte sie sorgsam darüber, daß so etwas nicht wieder vorkommen konnte, hielt die ihm zugemessenen Feuerungsvorräte hinter Schloß und Riegel und gab nur soviel heraus, als er nach ihrer Berechnung für den Tag brauchte. Des Morgens um neun Uhr machte sie ihm Feuer und gegen Abend, wenn es dunkel wurde, ließ sie es ausgehen. In der Zwischenzeit war es dann in der kleinen Stube so warm, daß Leute, die nie zu frieren brauchen, es ganz wohltemperiert gefunden hätten. Wenn's dem Hannickel nicht warm genug war, konnte er sich ja ins Bett legen, er war ja doch zu keiner Arbeit mehr zu brauchen.

Dem armen, alten Hannickel aber war immer kalt, immer kalt. Er hatte in der letzten Zeit nur noch den einen Wunsch, das eine Verlangen, einmal so recht nach Herzenslust einheizen zu dürfen. Und wie er jetzt in seinem kalten, kalten Stübchen saß, wurde diese Sehnsucht so lebendig und übermächtig in ihm wie nie zuvor.

Wenn es so warm wäre und so hell wie vorhin in der Kirche! Und er läge in seinem Bett, ganz

behaglich, und freute sich über den Flackerchein, der an den grauen Wänden hinglitt! Holz mußte im Ofen sein, das brennt viel schöner als Kohlen und Torf.

Hannickel saß unbeweglich auf seinem Stuhl. In seinem Gesicht, das die Ausdrucksfähigkeit verloren hatte, bewegte sich nichts. Aber er dachte und dachte. Und langsam reifte in ihm ein großer Entschluß.

Er mußte ihn nur ausführen, ehe die Annakathrin heimkam, die ihn wohl schon im Bett glaubte und nach der Kirche noch zu ihrer Schwester gegangen war zu Besuch. Die würde gucken, wenn sie heimkam! Gucken und schelten!

Das tat nichts. Der Hannickel zog ein wenig den krummen Rücken ein im Gedanken an die dauerhafte Strafpredigt, die morgen seiner harzte. Aber in seinen blöden Augen glomm ordentlich etwas wie Freude darüber.

Einmal warm haben, ganz warm, das war so schön, das war ein tagelanges Gescholtenwerden wert. Und noch dazu heute, wo ihn doppelt froh, innen und außen froh. Heute, wo ihm so eine Ahnung im vertrockneten Gemüt saß von einer andern Wärme, die er auch und noch viel länger schon entbehrte.

Der Hannickel stand auf und zündete sein Delämpchen an. Der Mondschein reichte doch nicht aus zu seinem Werke. Den wackeligen alten Tisch zog er aus seiner Ecke hervor und betrachtete ihn prüfend. Er war wirklich nicht mehr viel wert. Die Annakathrin rückte ihn immer mit seiner schadhaftesten Seite an die Wand, damit man seine Gebrechen nicht so sah. Er hatte ihn oft geärgert, wenn er nicht feststand auf seinen ungleichen Beinen, wenn er infolgedessen die Suppe verschüttete beim Essen und die Annakathrin über die Flecken schalt. Vielleicht war auch der schlechte, unebene Boden schuld, nicht der Tisch. Der Hannickel hatte aber einmal längst einen Korn gegen den Tisch. Und er machte sich gar nichts daraus, daß er künftig lieber gar keinen mehr haben sollte. Sein Suppenshüsselchen mochte auf dem Boden stehen, oder wo es wollte. Warm wollte er haben und dazu taugte der alte Tisch.

Es würde reichen, es würde ein wunderschönes Feuerchen geben. Es würde prasseln und flackern, daß es eine Lust wäre, zuzusehen! Er würde sich recht nahe an den Ofen setzen, bis ihm ganz, ganz warm war. Dann würde er in sein Bett kriechen und die köstliche Wärme würde noch eine ganze Weile vorhalten, bis er einschlief.

Ja, es würde reichen! Nur eine Art mußte er sich beschaffen, um ihn Kleinzutriege den Tisch. Eine Art, ein Beil, irgendein Werkzeug.

Wenn er in den Keller ging auf die Suche? Mit einem Beil pflegte die Annakathrin die groben Kohlenstücke kleinzuschlagen. Und eine Art hatte sie auch, er hatte ihr schon selber Holz damit kleingemacht. Wenn sie nur nicht wieder alles zugejipert hatte!

Der Hannickel ging in den Keller. Der Berischlag, in dem sie seine Kohlen aufbewahrte, war richtig



Buch, da eine Flasche Apfelwein, hie und da sogar ein Geldstück, wie es sich sonst das ganze Jahr nicht in seinem Besitz befand.

An all das dachte Hannickel und ließ mutlos seine Art sinken. Nein, er wollte sich nicht an Annakathrins Sachen vergreifen.

Da fiel sein Blick auf den Schusterstuhl in der Ecke. Ja, der war sein eigenstes Eigentum. Er war oft genug aufgezo-gen worden mit diesem einzigen Mobilienstück. Ja, das mußte herhalten, er brauchte es doch nicht mehr. Er konnte keine Schuhe mehr stiften, seine Hände waren zu steif und zitterig geworden.

Und nun hob der Hannickel die Art. Krach, krach! Da mochte die Annakathrin jetzt schelten. Krach, krach! Ihn würde es nichts ausmachen. Es wurde ihm schon jetzt fast warm vor Anstrengung und vor

Freude auf sein warmes Stübchen und auf der Annakathrin hilf- und nutzloses Schelten.

Bald hatte er den Stuhl in ein Häuflein Splinter und Späne verwandelt und machte sich nun daran, das Feuer anzuzünden. Aber sei es nun, daß seine steifen Finger zu ungeschickt oder daß die Streichhölzer feucht waren, es wollte ihm nicht glücken. Und allmählich kam er in Hast, weil er der Annakathrin Stimme auf der Straße zu hören meinte.

Jetzt endlich brannte das Holz. Hastig stopfte er nach, jodelnd in den Ofen hineinging, und hatte die Freude, es hell und lustig aufstuckern zu sehen. Es verzehrte sich nur gar zu schnell, das schöne, trockene Holz.

Wenn das Bett näher am Ofen stünde, daß es einmal so recht durchwärmt würde! Der Hannickel zer-te mühsam sein Deckbett herunter und breitete es neben den Ofen auf dem Boden hin. Dann wollte er eine neue Holzladung in den Ofen stecken. Dabei fiel ihm aber ein brennendes Scheit heraus, gerade neben das Federbett. Und im Nu, ehe der Hannickel es nur gemerkt hatte, flog das an zu brennen.

In diesem Augenblick kam die Annakathrin herein. Sie schrie zwar nach Weiberart laut auf im ersten Schreck, aber sie war eine tüchtige, umsichtige Person, wenn es darauf ankam. Es wahrte keine zehn

Minuten, da hatte sie das Feuer bis auf das letzte Bünkehen gelöscht.

Nun aber die Gefahr vorbei war, schlug die Aufregung der Annakathrin in hellen Zorn um. Es rührte sie gar nicht, daß der Hannickel ganz zusammenge-sunken, ganz vernichtet auf seinem Stuhl saß. Sie schalt und schalt.

Sie sagte ihm schließlich, wenn man schon nichts mehr nütze sei auf der Welt, solle man wenigstens nicht anderer Leute Häuser anzünden und — hier war ihr Blick plötzlich auf die beiden schönen Aepfel gefallen, die sie heute erst selber geschenkt bekommen hatte — anderer Leute Aepfel stehlen. Ob er sich denn gar nicht schäme? Ob er denn nicht wisse, daß ihn das ins Zuchthaus bringen könne? Sie bleibe keine Nacht mehr unter einem Dache mit „so einem“, dem man alles zutrauen könne. Und

morgen werde sie es den Leuten schon sagen, was man von ihm halten und erwarten könne.

Die Annakathrin ging hinaus, etwas aufgeregt noch, aber ganz zufrieden, daß sie ihm ihre Meinung gesagt und ein bißchen Angst gemacht hätte, dem Tropf. Er hätte ihr wahrhaftig das Haus angezündet, wenn sie noch ein bißchen länger bei ihren Verwandten geplaudert hätte.

Sie machte ihm schnell seine Abendsuppe zurecht und stellte sie vor ihn hin, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Er sollte nur merken, daß sie böse auf ihn war.

Der Hannickel aß nicht. Er saß noch immer an derselben Stelle und guckte, ohne sich zu regen, mit seinen blöden Augen vor sich hin. Seine Gesichtszüge waren nicht mehr beweglich genug, die halb-bewußten Seelenregungen, die furchtbare Traurigkeit widerzuspiegeln, die in ihm war. Und doch bot er ein Bild verzweifelter Trostlosigkeit.

Wenn er sich doch verteidigen könnte! Aber das war ja bei der Annakathrin unmöglich. Und morgen würde es das ganze Dorf erfahren. Und sie würden alle mit Fingern auf ihn deuten: „Der Hannickel hat beinahe das Haus angesteckt! Der Hannickel hat Aepfel gestohlen!“

Psui Teufel, stehlen! Der Hannickel war zeitlebens ein leichtsinniger



Es rüht sie gar nicht, daß der Hannickel ganz zusammenge-sunken auf seinem Stuhl saß.

Kein gewesen. Aber gestohlen, nein, gestohlen hatte er nicht. Niemals. Auch nicht, wenn er nichts zu essen hatte. Da hatte er lieber an die erstbeste Tür geklopft und selten vergebens. Und nun würde es morgen heißen, er habe gestohlen!

Der Hannickel starr. Aber er kroch nicht in sein Bett. Still und starr blieb er auf seinem Stuhle sitzen. Und seine Gedanken begannen zu wandern. Unstet wie Irwische leuchteten sie in sein Leben, in seine Vergangenheit hinein. Wie kahl und leer und traurig war doch das Leben!

Wer ihm das gejagt hätte, als er, ein schmucker Burich, frisch und froh in die Welt hinauszog mit seinen blanken, lachenden Augen, die den Mädchen gefielen! Sie mochten ihn alle gern. Und er scherzte und lachte mit allen und verdrehte ihnen die Köpfe und hatte heute über dem Mariechen vergessen, daß er gestern dem Babetchen schön getan hatte. Er küßte und lachte und naschte wie ein Schmetterling an allen Blumen, die in seinem Bereich blühten. Und die Mädchen wußten es und nahmen ihn alle nicht ernst.

Ein Hang zum Wanderleben hatte ihn lange in der Welt herumgetrieben. Nun kam er nach langer Wanderschaft hierher zurück wo seine Mutter lange gestorben war. Und sah die Brigitte.

Sie schien ihm schöner als alle die Mädchen, die er geküßt hatte. Aber sie war auch anders, als die anderen, herb und spröde. Eigentlich war sie nicht sein Geschmack. Aber ihr Wesen reizte ihn immerfort. Und wie er einmal, sehr gegen ihren Willen, gemerkt hatte, daß er ihr nicht gleichgültig war und sie ihm so hilflos gegenüberstand, da flammte es mächtig in ihm auf. Er glaubte sie zu lieben, so sehr, daß er keine andere mehr neben ihr sehen würde und alles für sie aufgeben könnte, auch seine Wanderlust, hübsch sehaft und fleißig werden, sich ein Häuschen gründen und die Brigitte freien.

Es war ein sehr glücklicher, aber ein kurzer Traum gewesen.

Die Brigitte nahm aber auch alles so furchtbar ernst und schwer. Sie konnte ihn kaum lachen hören. Kein sorgloses Lachen! So gern er sie hatte, es war ihm manchmal ordentlich ein bißchen ungemütlich neben ihrer ernstesten, strengen Art, und es war ihm wirklich nicht so sehr zu verdanken, daß er eines Sonntags ein bißchen auskniff und sich einmal gründlich auslachte bei den lustigen Dingen am Brunnen, die ihm so zuhesten mit fröhlichem Spott. Daß er auch noch lachte, als die Annelies, sei's aus hellem Uebermut, sei's aus bewußter Absicht, die Brigitte agierte, wie sie steif und gerade neben dem Hannickel hergehen würde und daß er sich schließlich verschwor, er werde die Brigitte schon herumkriegen, daß sie ihren Tugendmantel ablege und ein lustiger Keul werde, wie sie, die eigentlich besser zu ihm gepaßt hätte.

Der Hannickel glaubte zwar selbst nicht, daß er das tun würde. Aber die Brigitte verstand keinen Spaß. Um so weniger, als sie den Hannickel wirk-

lich liebte und viel heißer und inniger liebte, als sie wahr haben und zeigen wollte. Tief verletzt wandte sie sich völlig von ihm ab.

Dem Hannickel aber war nicht mehr wohl in seiner Haut. Um auf andere Gedanken zu kommen, ging er wieder auf die Wanderschaft.

Arbeit fand er genug, weil er ein tüchtiger und geschickter Gesell war. Es ging ihm überall gut und er war meist munter und guter Dinge. Nur zwei Dinge kannte der Hannickel nicht: Aushalten und Haushalten.

Manchmal dachte er, wenn er eine Frau hätte, die das Haushalten für ihn besorgte, das Aushalten käme dann schon von selbst. Aber war's, weil vielseitiger Erfahrungen nach ihn und seine Verbindungen keine recht ernst nahm, war's, weil der Gedanke an die Brigitte doch noch festsaß in ihm, es kam zu keinem ernstlichen Verhältnis. Und so wurde der Hannickel allmählich alt und gehörte, so lächerlich er es manchmal selber fand, immer noch zu der jetzt fast ausgestorbenen Zunft der ehrjamen Handwerksburichen.

So lange er nicht gar so alt war, ging er von Ort zu Ort, stückte um geringen Lohn den Bauern ihre handfesten Schuhe und ließ sich von ihnen verköstigen. Mit ihm zog die alte, leichtberzige Fröhlichkeit von Haus zu Haus, die es verschmähte Schätze zu sammeln und ihn, wenn er ja einmal ein paar Groschen beisammen hatte, veranlaßte, sie mit irgendeinem bedürftigen Bruder zu teilen. Er mußte er gößliche Sachen zu erzählen, daß alt und jung ihm gern zuhörte und sich auf sein Kommen freute. Und er fühlte sich ganz wohl bei diesem Leben, bis er merkte, daß es mit dem Arbeiten nicht mehr so ging, daß die Freude über sein Kommen in den Häusern geringer ward. Da faßte ihn eine heiße Angst und er versuchte, zu sparen, Geld zusammenzubringen.

Ach, war das so schwer! Die Bauern zahlten nicht viel. Und das Wenige zerrann ihm immer wieder im Nu unter den Fingern.

So kam es, daß er eines Tages krank und matt vor Hunger auf der Landstraße liegenblieb und in seine Heimat befördert wurde.

Daran dachte der Hannickel nicht gern. An die erste Zeit, die er hier wieder verlebte und alles, alle Menschen so anders gefunden hatte, als früher.

Kühl, verächtlich sahen die meisten an ihm vorüber, und zu spät begann der Hannickel mit Schmerz zu fühlen, was alles in seinem Leben fehlte und gefehlt hatte. Gut war es nur, daß ihn Alter und Not schon ein wenig stumpf gemacht hatten gegen alles, was ihn hier natürlichermaßen bedürken mußte, sonst hätte er es wohl nicht fertiggebracht, so der Brigitte unter den Augen herumzugehen.

Die Brigitte war ledig geblieben, weil sie den lustigen Hannickel nicht vergessen konnte. Aber sie hätte das keinem eingestanden. Sie sah nur verächtlich auf alle herab, die sich ihr nähern wollten, und war so herb und stolz geworden, daß bald keiner mehr mit ihr anzubinden suchte.

Jetzt war die Brigitte aber auch schon ein altes, vergrübeltes Weibchen, wenn auch noch rüstig und gut beim Zeug. Sie war wohlhabend. Und sie war gut. Ihre Verwandten konnten davon erzählen.

Ei, wie gut hätte es der Hannickel bei ihr haben können! Mit manchem groben Späßchen hatten die Leute es ihm schon gesagt seit er daheim wieder unterbrochen war als — Ortsarmer. Er hatte es in einen jungen Jahren so toll getrieben, daß die Altersgenossen seine tausend im Grund meist so harmlosen Abenteuer im Gedächtnis behalten und den Jungen überliebt hatten. Darum war Hannickel der Brigitte von Anfangs möglichst aus dem Weg gegangen. Hernach aber war er so stumpf geworden, daß er auch an ihr gleichgültig vorüberging. Es würde doch einmal ein Ende nehmen, das Leben, das so nutz- und zwecklos geworden war.

Das alles zog so halbbewußt an der Seele des Hannickel vorüber, wie er da in seinem wieder ganz alltäglichen Stübchen saß und die hilflose Verwirrung in sich fühlte darüber, daß die Leute morgen in ihm einen gemeinen Dieb und Brandstifter sehen und mit Fingern auf ihn deuten würden und spotten und schelten, wie es die Annakathrin getan.

Was ihm in all seinem Elend noch nicht gekommen war, auf einmal wünschte er sehnlich, daß er sterben möchte. Ein würgendes Schluchzen stieg in eine Kehle. Und auf einmal stand er auf, nahm einen Stock und ging leise aus der Stube. Scheu sah er um sich, ob die Annakathrin ihm nicht in den Weg trete. Die Haustüre war noch unvergeschlossen, und ungehindert gewann er die Straße. Ungehindert wanderte er durch das Dorf, an all den erleuchteten Fenstern vorbei, dahinter die Leute jetzt wohl beim Abendessen saßen und sich erzählten, daß der Herr Parrer so schön gepredigt habe und daß der alte Hannickel auch in der Kirche gewesen sei und immer mit offenem Munde in die Lichter gestarrt und so komisch mit dem Kopfe gewackelt habe.

Der Hannickel wußte nichts davon. Er hatte nur das Gefühl, daß die da drinnen alle warm hätten, und ihm war so bitter kalt. Bis ins Mark hinein vor er. Aber er ging unbeirrt weiter und bog schließlich von der Straße ab, auf schmalem Pfad dem Mühlbach zu.

Es war grimmig kalt und der Mühlbach war auf große Strecken fest zugefroren. Nur wo er ein besonders starkes Gefälle hatte, gliberten die eiligen Wellchen zwischen den vereisten Ufern im Mondlicht über auf. Dahin strebte der Hannickel.

Mühte es denn sein, daß er in das eilige Wasser hineinging? Wäre es nicht ebenso sicher, wenn er sich da ans Ufer setzte?

Er schüttelte den weißen Kopf und ging vorwärts, auf das offene Wasser zu.

Da ergiff ihn plötzlich von rückwärts eine feste Hand und zog ihn ruhig, aber energisch auf festen Boden zurück. Aufschauend sah der Hannickel in das Gesicht eines ihm fremden Mannes.

Es war der Arzt aus dem nahen Städtchen, der

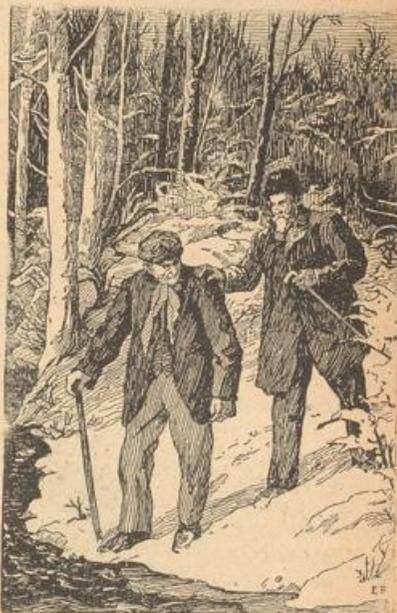
von einem Krankenbesuch im Dorfe kommend, von der Straße aus dem Gebaren des alten Mannes gefolgt war und seine Absicht erraten hatte. Schwerhörig, wie der Hannickel war, hatte er in seiner Verunkenheit den hinter ihm herkommenden Wagen nicht beachtet.

Der Arzt bejaum sich, was er mit dem Hannickel anfangen sollte.

Einen Augenblick erwog er, ob er ihn nicht in seinem Wagen mitnehmen sollte. Es ging nicht gut. Er mußte eilig zu einer Schwerekranken, und was sollte man dort mit dem fremden alten Mann anfangen? „Jetzt gehen Sie sofort heim, lassen sich ein Glas Glühwein oder einen kleinen Grog machen und legen sich ins Bett,“ sagte er schließlich mit der ruhigen Bestimmtheit des Arztes, der gewohnt ist, daß man seine Anordnungen befolgt, indem er ihn sorglich auf die Straße zurückführte und ihm ein blankes Fünfmarkstück in die Hand drückte. „Haben Sie mich verstanden? Wir haben vierzehn Grad Kälte, Sie wollen doch nicht erfrieren hier draußen?“ Der Hannickel sah fassungslos auf das große Geldstück in seiner Hand. Was er sonst so gut konnte, wenn er am Neujahrstage seine armseligen Geschenke einsammelte, das Danken, vergaß er. Er nickte nur immerfort mit dem Kopfe und machte gehorsam leht. Das Geldstück in der Hand, einen Ausdruck dumpfen Staunens im Gesicht ging er mit steifen, müden Schritten dem Dorfe zu.

Der Doktor nickte zufrieden vor sich hin und hatte bald über der Sorge um seine Wöchnerin den Hannickel vergessen. Er ließ sein Pferd ausgreifen und im Nu war der Wagen um die nächste Wegbiegung verschwunden. Der Hannickel aber hatte ein merkwürdiges Erlebnis.

Während er die kurze Strecke zum Dorfe zurückhumpelte, sann er angestrengt nach, was er nun beginnen sollte. Das Denken wurde ihm schwer, so



Auffschauend sah der Hannickel in das Gesicht eines ihm fremden Mannes.

schwer wie das Gehen, es war alles an ihm wie eingefroren. Aber von dem großen, schönen Silberstück in seiner Hand, wie er lange, lange keins mehr befehlen, ging etwas aus, das ihn zwang und seine Kräfte anspannte, etwas Verheißungsvolles, etwas, das ihm neuen Mut gab.

Wenn er sich wirklich einen Grog geben ließ? Im Wirtshaus, wo die Jugend bis zur Mitternachtsstunde tanzte und fröhlichen Unsinn trieb? Dort wußte man ja noch nichts von dem, was die Anna-kathrin morgen erzählen würde. Ach, wie köstlich warm würde er durch die Kehle gleiten und die halb-erfrorenen Glieder wärmen!

Morgen — an das Morgen wollte er nicht denken. Wozu? Das kam früh genug von selber. Tapfer schritt er vorwärts, daß sein Stock laut knirschte in dem hartgefrorenen Schnee. Da hörte er plötzlich von einem in die Straße mündenden Seitenwege her das jammernde Rufen einer Frauenstimme.

Es kam ihm anfangs nur undeutlich zum Bewußtsein und er versuchte es zu ignorieren. Aber es störte doch ernstlich seinen Gedankengang, der sich zuletzt, je mehr er fror, immer eifriger um das Glas mit der köstlichen heißen Flüssigkeit gedreht hatte. Und endlich hatte er begriffen, daß hier jemand auch in Not war und um Hilfe rief.

Da packte es ihn, daß er stehenblieb und im hellen Mondlicht Umschau hielt. Und als er gar nicht weit entfernt etwas Dunkles im Schnee am Boden lauern sah, stapfte er, so eilig er konnte, darauf zu und erkannte in dem Weiblein, das da jammernd am Boden saß, die Brigitte.

Die einstmals seine Brigitte gewesen war!

Die Brigitte machte ein halb klägliches, halb abweisendes Gesicht, als sie diesen Ketter sah. Aber ihre Not war zu groß, als daß sie andere als die nächstliegenden Gedanken aufkommen ließ. Seit einer Stunde lag sie hier in Schnee und Eis auf der Erde, unfähig sich zu erheben und nach Hause zu gelangen.

Sie war vom nächsten Dorfe, wo sie Verwandte besucht hatte, nach Hause gegangen und hatte, rüstig und gut zu Fuß, wie sie trotz ihrer weit über achtzig Jahre noch war, für die letzte kurze Wegstrecke die

Begleitung abgelehnt. Und nun mußte ihr, der immer Sicheren, passieren, daß sie ausglitt und ein Bein brach.

Ratlos, hilflos sah der Hannickel sie an.

Er war zu schwach, zu zitterig, um ihr wirklich helfen zu können. Er wollte ins Dorf gehen und ihr Hilfe schicken, meinte er.

Aber der Brigitte dünkte nichts schrecklicher als abermaliges Warten. Sie meinte, die Schmerzen und die Kälte nicht länger ertragen zu können, und sie meinte vielleicht, der Hannickel werde verzeihen, ihr Hilfe zu senden, und sie werde erfrieren. Sie klammerte sich fest an seinen Arm und versuchte aufzustehen.

Der Hannickel griff auch helfend zu. Aber es gelang nicht. Er stand selber so wadelig auf den Füßen, und seine Arme und Hände waren so steif und



Er erkannte in dem Weiblein die Brigitte.

kräftlos. Seitende er und weinend sank die Brigitte auf dem Boden zurück. Dann kniete der Hannickel mühsam in den Schnee nieder und stemmte mit den Händen fest. Und nun hielt er stand und die Brigitte konnte sich an ihm aufrichten. Mit großer Anstrengung arbeitete er sich seitwärts auch wieder auf die Füße und nun begann er unendlich mühsames Wandern. Die Brigitte hielt sich krampfhaft an ihm fest. Und so wenig

schwer ihre Person war, der Hannickel leuchtete doch vor Anstrengung und schleppte sich und sie nur mit Anspannung der letzten Kräfte.

Die Brigitte merkte es kaum. Sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Vor Schmerz standen ihr trotz der Kälte die hellen Schweißtropfen auf den Stirn.

Langsam wankten die beiden vorwärts. Ein bißchen näher waren sie den Lichtern des Dorfes doch schon gekommen.

Es war gewiß nicht weit. Aber es reichte doch nicht. Schmerz und Anstrengung waren zu groß. Brigitte ließ sich zu Boden gleiten und weinte leise.

Da kniete der Hannickel wieder vor sie hin und sagte, er wolle sie auf den Rücken nehmen und heimtragen.

Brigitte wollte nicht. Aber der Hannickel stand

icht eher auf, als bis sie ihre Arme fest um seinen Hals gelegt hatte.

Taumelnd, unendlich mühsam erhob er sich mit Hilfe seines festen Stockes. Aber dann ging es eigentlich über Erwarten.

Den Stock in der einen, das Geldstück immer noch in der andern Hand, wankte er mit seiner Last dahin.

Es war auf einmal ein eiserner Wille in ihm geworden. Dem mußte der alte, schwache Körper gehorchen.

Er überlegte auch ganz sicher. Bis an das Haus der Brigitte reichte es nicht. Aber zu einem der ersten Häuser des Dorfes, darin ihre Schwester wohnte, würde er es zwingen.

Und er zwang es, obwohl bei jedem Schritte die zitternden Knie einzuknicken drohten. Eben hatte er mit seiner Bürde den an die Wohnung grenzenden Hof erreicht, als ihm ein Trupp ausgelassener junger Burschen entgegenkam, die wohl im Begriff waren, ihre Mädchen zum Tanz abzuholen.

Ob denen nun einmal etwas erzählt worden war von dem Verhältnis der beiden vor langer, langer Zeit oder ob es nur ein zufälliges Eingeben des durch überhand Silvestergetränke schon gesteigerten Mutwillens war, es rief plötzlich einer aus der Gesellschaft laut lachend: „Si seht doch, der Hannickel hat auch sein Schätzchen geholt. Das ist meiner Vettel ein feines Pärchen!“

Der Hannickel hörte den Spott nicht. Er war zu völlig in Anspruch genommen und erschöpft, um noch auf irgend etwas von außen zu achten. Die Brigitte aber ließ sich plötzlich von seinem Rücken heruntergleiten, als wollte sie sich auf ihre Füße stellen, sank aber alsbald mit ächzendem Wehlaut zu Boden.

Nun sahen die Burschen, daß da etwas Ernstliches affekt sein mußte, und das änderte für den Augenblick ihre Stimmung vollständig. Sie sprangen heran, hoben die Verunglückte auf und führten und trugen sie ganz sorglich und manierlich ins Haus hinein. Einer erklärte sich sogar ganz von selbst bereit, dem Doktor entgegenzulaufen, den sie vor einer halben Stunde durchs Dorf hätten fahren sehen nach dem Nachbarorte und der nun sonst vielleicht einen andern Heimweg wählen würde. Die andern jungen alsbald wieder ihren Vergnügungen nach. Weiter konnten sie ja der Brigitte doch nicht helfen.

Um den Hannickel hatte sich noch kein Mensch weiter gekümmert. Er stand, schwer atmend, noch mitten auf der Straße, wo die Brigitte zu Boden gesunken war, bis die jungen, kräftigen Arme sie mühelos ins Haus geschafft hatten. Dann humpelte er, ohne klar zu wissen, was er tat und wollte, langsam hinterdrein. Einer Belohnung wegen tat er's gewiß nicht, obwohl er seit Jahren gewohnt war, kleine Dienste für die geringfügigsten Belohnungen zu tun. Es war eher ein dumpfes, mißfühlendes Interesse, wie es der Brigitte weiter erging. Dann kam ihm mit einemmal eine große Traurigkeit darüber, daß sich so gar niemand um ihn kümmerte.

kein Mensch ihm ein Plätzchen bot, daß er seine zitternden Knie ein wenig ruhen lassen konnte.

Ein warmes Plätzchen hinterm Ofen! O, wie sehnte er sich danach! Und auf einmal wußte er es ganz deutlich, noch viel mehr sehnte er sich nach einem warmen, freundlichen Wort, nach einem Menschen, der ihn ein bißchen lieb hatte.

Hannickel setzte sich im dunkeln Hausflur auf die Treppe, die zum Oberstock führte. Er mußte ein wenig niedersinken, seine Füße trugen ihn nicht mehr.

Und er sah die Frauen des Hauses aus- und einkommen und hörte die Brigitte weinen und stöhnen, und hörte, daß es wohl ein sehr böser Bruch sei, aber der Doktor Martin sei gar geschickt, der werde die Geschichte schon wieder zurechtkriegen. So trösteten sie die Brigitte und taten alles, was sie wußten und konnten, ihr zuliebe und zur Erleichterung.

Sah denn keine den alten Mann, der da wie ein Häuflein Elend auf der Treppe kauerte?

Ihn schüttelte nach all der Aufregung und Anstrengung plötzlich ein starker Frost.

Hier konnte er nicht stehenbleiben. Hineingehen zu der Brigitte mochte er auch nicht. Er konnte sie auch nicht mehr stöhnen und jammern hören. So erhob er sich endlich mühsam und wankte aus dem Hause.

Mechanisch wollte er den Weg zu seinem Domizil, dem Hause der Annakathrin, einschlagen. Da entsann er sich plötzlich mit schreckhafter Deutlichkeit alles dessen, was heute abend dort geschehen war. Wie würde die Annakathrin ihn empfangen, nachdem sie so lange auf ihn gewartet und das Haus nicht hatte schließen können!

Nein, nicht dorthin zurück!

Der Hannickel stand und sann. Und plötzlich wandte er sich und schritt mit tiefgesenktem Kopfe und schlotternden Knien den Weg zurück, den er mit der Brigitte gekommen war.

An der Stelle, von der er sie zuerst gesehen und ihren Hilferuf gehört hatte, stand er einen Augenblick schwer atmend still. Dann schüttelte er den weißen Kopf und ging weiter zu den Erlen am Mühlbach, von da ihn der Arzt vorhin auf die Straße zurückgezogen hatte. Die glasklaren Wellen glitten noch immer eifertig zwischen den vereisten Ufern dahin. Der Hannickel holte sein rotes Schnupftuch aus der Tasche und band das schöne Geldstück, das der Doktor ihm geschenkt hatte, hinein. Damit befestigte er das Tuch an seinen Stock und hatte diesen fest an dem kahlen Gezweig einer Erle. Ein so hoher Schatz erschien ihm das Geld, daß es sündhaft gewesen wäre, es mit in das nasse Grab zu nehmen.

Und wie vorhin, ganz ruhig, ohne sich nur noch einmal umzusehen, stieg der arme, alte Hannickel in die eiskalte Flut, ließ sich von ihr umreißen und forttragen. Und es war doch so furchtbar traurig, daß es nicht soviel Wärme in der Welt gab, als dieser armselige Mensch gebraucht hätte, um in Frieden das Ende seiner Tage zu erwarten. —

Der Doktor war inzwischen zu der Brigitte gekommen.

Er richtete das zerbrochene Glied zurecht und ordnete alles an, was man zu ihrer Erleichterung tun konnte. Und die Frauen des Hauses eilten geschäftig ab und zu. Ein jedes suchte der Brigitte etwas zu Liebe zu tun, daß sie bald ganz gerührt und zufrieden in ihrem Bette lag und der Hoffnung Raum zu geben begann, es könnte doch alles wieder heil und gut werden.

„Wie sie denn nach Hause gekommen wäre,“ fragte der Arzt, schon im Fortgehen begriffen.

Da schoß der Brigitte plötzlich ein heißes Rot in die alien Wangen. Sie schämte sich, daß sie in ihrer Not den armen Hannickel so ganz vergessen hatte, und sagte stotternd, daß sie ihn hereinholen müßten, daß sie ihm danken müßte.

Aber der Hannickel war nicht mehr da.

Sie schickten in die Wohnung der Anna Kathrin, weil die Brigitte es so haben wollte. Aber die Boten kamen mit dem Bescheid zurück, der Hannickel sei schon seit ein paar Stunden fort und die Anna Kathrin habe gesagt, er solle ihr nur lieber gar nicht wiederkommen, nach dem er solche Sachen angestellt habe, wie heute abend. Sie werde morgen zum Bürgermeister gehen und ihm sagen, sie möchten ihn unterbringen, wo sie wollten, sie behalte ihn nicht mehr. Sie wolle sich nicht zu Tode ängstigen in ihrem eigenen Haus. Das sagten sie auch dem Doktor, der ihnen begegnete und einen Augenblick sein Pferd angehalten hatte. Und da er's gehört hatte, wendete er, ohne ein Wort zu sagen, sein Pferd und fuhr noch einmal zurück, dahin, wo er vor ein paar Stunden das arme, verzweifelte Menschenkind vom Rande des Todes zurückgezogen hatte. Er sah nichts vom Hannickel, keinen Menschen weit und breit und wollte schon umkehren, brummend über sich selbst und den unnützen Zeitverlust. Da gewahrte er den Stock und das Taschentuch mit dem Silberstück darin, das der Hannickel so sorglich vor dem Untergang geschützt hatte, und sein Auge wurde feucht vor Mitleid mit dem unglücklichen, alten Mann.

Es war Frühling im Land. Ein selten schöner Frühling, wie er, dem Volksglauben nach, immer nur nach den kältesten Wintern kommt. Die Veilchen und Himmelschlüsselchen blühten und die Vöglein sangen.

Da ging die Brigitte zum erstenmal, seit sie das Krankenlager verlassen, den Weg, den sie am Silvesterabend gegangen war, zu ihren Verwandten im Nachbardorf.

Sie ermüdete noch ein wenig leicht, sonst ging es aber wieder ganz ordentlich.

Und die Brigitte war zufrieden und weichgestimmt. Sie hatte soviel Liebe genossen unter ihren Angehörigen. Aber es lag ihr immerfort noch etwas auf dem Herzen. Darum hatte sie den für sie immer noch weiten Weg heute allein unternommen. Sie kam auf diesem Wege am Friedhof vorbei. Und scheu, als täte sie etwas, das niemand sehen dürfte, ging sie hinein und suchte des Hannickels Grab. Und als

sie es fand, ging ein großer, tiefer Schmerz durch die Seele des alten Weibchens.

Des Hannickels Grab, auf dem die rauhe, steine Erde noch lag, wie der Totengräber sie daran schaufelt hatte, auf dem nicht das bescheidenste Kränlein lag und auch nicht ein einziges Blümchen spross, sah auch gar so traurig aus inmitten all der Gräbstätten, die wie blühende Gärtlein eins neben dem andern lagen.

Die Brigitte ging heute nicht zu ihren Verwandten



• Sie legte den Kranz auf das einsame Grab.

Sie ging am Wiesenrand entlang und bückte wohl hundertmal und sammelte ihre Schürze Blumen und Grün. Daraus wand sie einen lustigen Kranz. Den legte sie auf das einsame Grab und ein Kränlein fiel warm und lind darauf nieder.

Und eines Tages fanden die Leute, daß des Hannickels Grab nicht mehr öd und kahl dalag zwischen all den blühenden Gärtlein. Die Brigitte pflegte und hütete und schmückte es in Treuen, bis man auch auf dem Friedhof zur Ruhe betete. Und schämte sich ihres Tuns nicht.

### Das Verbot des Korans.

Eine arabische Erzählung von R. Münchgesang.

Der Imam Abd-Nuwas der Gerechte saß in seinem Hause und rauchte sein Nargileh mit Seelenruhe, als der Muezzin Nadjm der Eiferer, mehrere leere Flaschen unter dem Arme, in sein Zimmer trat. „Sale aleikum, du Bierde des Paradieses!“ sagte er mit tiefer Verbeugung. „Allah möge dich reichlich mit seiner Gnade bedenken!“

„Allah segne deinen Tag,“ antwortete Abd-Nuwas und fragte hierauf: „Was führt dich zu mir? Was willst du mit den Flaschen?“

„Ach Herr,“ begann der Muezzin, „es wird mir sauer, eine schwere Auflage vorbringen zu müssen

der Frevel, der unter den Gläubigen schon seit  
er Zeit getrieben wird, ist zu groß. Denke dir,  
Weisheit unter allen Gerechten, Ibn Muhaddar,  
du mit deiner Freundschaft beehrt hast, trinkt in  
m Hause Wein. Ich habe in meinem Keller diese  
Flaschen gefunden und unzählige andere, auch  
gefüllte, sind noch darin. Ueberzeuge dich, du  
egel der Weisheit, daß in diesem Gefäße Wein  
sein muß!"

Mit diesen Worten hielt er dem Imam eine Flasche  
die Nase.

Nicht wie Wein," brummte der Imam und  
nun auch die andern Flaschen mit Bedacht  
wie es dem argwöhnischen Denunzianten vorkam,  
Kenne die Miene. "Wein, beim Barte des Propheten!  
in war Wein."

Der Muezzin fuhr fort: "Den hat Ibn Muhaddar  
an, wofür in El Malik am Tage der Ab-  
nung in den Abgrund werfen möge. Heißt es  
in der 245. Sure: Sterben muß der Glende,  
den gekelterten Saft der Beere genießt? Schaffe  
Schlingel, du Erleuchteter unter der Menge der  
gläubigen!"

Dem Imam war die Sache unangenehm. Ibn  
Muhaddar war ein weiser Mann, wohl erfahren in  
in und außerdem sein

"Hörst du es, Vater der Gläubigen!" schrie empört  
der Muezzin, "er leugnet das Fürchterliche nicht."  
Der Imam tat einige Rüge aus seinem Margileh  
und sagte dann: "Bringt ihn ins Gefängnis! Morgen  
wird Gericht gehalten."

Ibn Muhaddar wurde abgeführt. Der Imam  
hoffte aber, daß der schlaue Fuchs sich auf irgend  
etwas besinnen werde, womit er sich aus der Schlinge  
lösen könne. Er selbst auch dachte hin und her, wie  
er den alten Freund wohl vor der öffentlichen Mei-  
nung retten könne, denn der Vorfall war durch den  
fatalen Eifer des Muezzin in der ganzen Stadt schnell  
bekannt geworden. Im Basar sprach man von nichts  
anderem.

Das Gefängnis, in welches der Beklagte gebracht  
wurde, lag zu ebener Erde, und das vergitterte Fenster  
war so niedrig, daß Ibn Muhaddar auf die belebte  
Straße sehen konnte. Da saß er nun und dachte  
nach. Was sollte er tun? Ableugnen ließ sich das  
Verbrechen nicht mehr. Den Imam mit in das Ver-  
derben ziehen? Diesen Streich mochte er dem alten  
Freunde nicht spielen. Sich wahnfinnig stellen? Das  
wäre schließlich noch die einzige Möglichkeit, der drohen-  
den schweren Strafe zu entgehen. Halb war er schon  
entschlossen, den wilden Mann zu spielen, als er  
plötzlich den Franken erblickte, den Weinreisenden, der  
sein langjähriger Lieferant gewesen war.

"Ha, du Hund und Sohn eines Hundes!" rief er  
ihm wütend zu, "um deinetwillen sitze ich jetzt hier in  
der Patische. Dein verführerisches Geföß werde ich mit  
Ehre, Freiheit und Leben bezahlen müssen. Möge  
Allah deinen mißgestalteten Kopf in die schmutzigste  
Pfütze tauchen!"

Diesen Zornesausbruch hatte der Imam gehört  
und der Einfall kam ihm, dem elenden Giau die  
Schuld in die Schuhe zu schieben. Das Wie würde  
sich finden. Er ließ also den Franken verhaften.

Am andern Tage wurde in Gegenwart der Vorstände  
der Moschee und einiger hoher Würdenträger Gericht  
gehalten. Der Imam verhörte den Franken zuerst.

"Sage, du Hundesohn," begann er, "haben dir  
vormals diese Flaschen gehört?"

Der Franke bejahte die leeren Flaschen, auf deren  
Etiketten die stolzen Namen Johannisberger, Rüdes-  
heimer Berg, Chateau Lafitte, Tokaier, Madeira,  
Sherry zc. prangten, und sagte: "Ja, edler Herr,  
diese Flaschen gehörten meiner Firma, die auch di-  
Ehre haben wird, mit anderen Marken aufzuwarten."

"Spare deine unziemlichen Reden, du Pfuhl des  
Lasters," schnitt ihm der Imam das Wort ab. "Er-  
kläre jetzt klar und deutlich, ob du diese Flaschen dem  
rechtschaffenen Ibn Muhaddar verkauft hast!"

"Dir doch auch," wollte der Franke antworten,  
aber ein Zornesblick des alten Herrn bestimmte ihn,  
diese Rede zu unterlassen. Er bejahte.

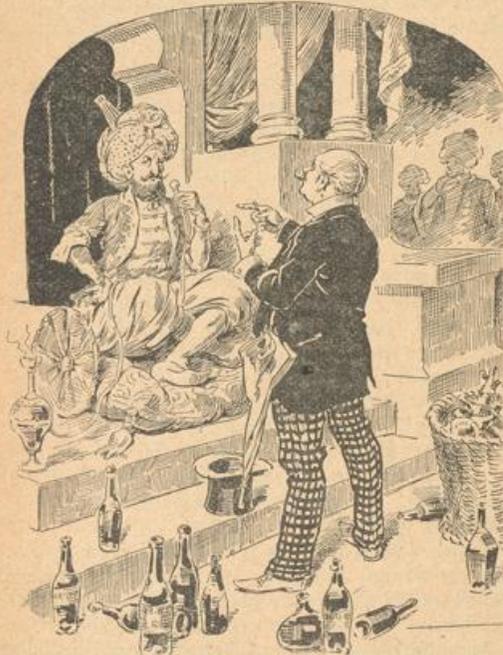
"O du Abgrund der Bösheit!" donnerte jetzt der  
Imam. "Weißt du nicht, daß Todesstrafe darauf  
steht, wer den Gläubigen zumutet, den Saft der ge-  
kelterten Traube zu genießen? Beantworte dich, du  
Hundesohn!"



Er hielt dem Imam eine Flasche unter die Nase.

"Nuse mir den Ibn Muhaddar!" sagte er  
einigem Ueberlegen. Der Beklagte erschien und  
"Nawas nahm ihn ins Verhör. "Sage mir, du  
in der Finsternis," redete er ihn an, "hast du,  
Madjnun der Eiferer behauptet, in deinem Hause  
zu getrunken?"  
"Du doch auch!" wollte Ibn Muhaddar er-  
klären, begann sich aber eines Besseren und bejahte  
Frage.

„O du Weisester der gläubigen Männer,“ antwortete hierauf lächelnd der Franke, „ich habe mich wohl gehütet, das Gebot des Koran zu übertreten. Unsere Fabrikate werden ausnahmslos ohne Zuhilfenahme irgendwelcher Beeren oder sonstiger Früchte hergestellt. Die Sache ist eigentlich Fabrikgeheimnis, allein unter solchen Umständen und unter dem Zwange der Notwendigkeit erkläre ich, daß wir unsere Weine lediglich aus Salicyl-, Pikrin- und Bernsteinsäure, ferner aus Glycerin und Aether nebst Wasserzusatz fabrizieren. Das Butett stellen wir durch Essigsäure



Zu erkläre, daß wir unsere Weine lediglich aus Salicyl-, Pikrin- und Bernsteinsäure, ferner aus Glycerin und Aether nebst Wasserzusatz fabrizieren.

und Pepsin her, den Gehalt markieren wir durch Kohlenäurezusatz, die verschiedenen Nuancen und Jahrgänge durch Fruchtzucker, die Farbe durch Anilin. Zur Herstellung der schweren Südweine bedienen wir uns mit Erfolg der Zichorie und des Laktrienkastees. Du wirst zugeben, erhabener Herr der Gläubigen, daß meine Firma, Karl Wilhelm Pantzsch und Söhne, ein durchaus reelles Haus, sich in keiner Weise gegen das Verbot des Korans vergangen haben kann.“

„O du Eitel und Schelm!“ rief nun sichtlich erleichtert der Imam dem Muezzin zu, „du siehst, wie deine böse Zunge beinahe den rechtschaffensien der Gläubigen ins Unglück gestürzt hätte! Gebt ihm die Bastonade! Der Franke mag laufen. Ibn Muehaddar, du bist gerechtfertigt. Gestatte mir, dich in dein Haus zu begleiten!“

Die Gerichtssitzung war damit zu Ende und der Imam ging mit dem Freunde in dessen Keller.

## Gottesflegen.

Von Rudolf Kleinode.

„Meine lieben Leut', verzagen dürst ihr mir nicht. Das Leid gehört schon einmal zum Menschenleben grad' so wie die Freud'. Schaut euch nur um in der Welt, — hat jeder von uns seine Last zu tragen. Und wer etwan keine hätt', der ladet sich selber auf. 's ist schon einmal so. Der Sommer ist lang nicht so schön, wenn nicht vorher der Winter tär' sein, und der liebe Sonnenschein ist lang nicht so goldig, wenn wir die finstere Nacht nicht hätten. Drum schafft sich einer, von dem man meint, daß er tief im Glück sitzt, oft selber sein Binkel Herzleid und tragt oft schwerer dran als ein den 's Unglück wirklich trifft. In uns selber liegt Leid und die Freud', — wie halt jeder 's Leben annimmt. Nur keinen beneiden! Und nur nicht verzagen!“

Diese Worte hatte einmal der Pfarrer Widgruber zu seiner Gemeinde gesprochen. Und Leute hatten zustimmend mit den Köpfen gewogen — „weil's eh so is.“ In ganz Oberlahn teilte der nicht seine schwere Bürde zu tragen hätte! Wohl wohl anderwärts auch so sein.

Nur das eine ging ihnen nicht ein: wenn nicht wo einer sitzt, dem 's Unglück nicht ankann, daß sich soll selber ein Leides schaffen! Müß' doch wunderbarlich sein, wenn einer 's Glück nicht erreichen könnte! Sie hätten auch mit jedem, der solche glaubliche Behauptung aufgestellt hätte, wader einiert und gestritten, — weil's aber der Pfarrer so schwiegen sie still. Wenn's ihr Pfarrer sagt, ist schon was Wahres dran sein.

Die Ritin — eigentlich hieß sie Ritzbichlerin, aber das den Leuten zu lang zum sagen war, sagten sie der Einfachheit halber nur „die Ritin“ — Ritin also hatte sich damals über diese Predigt keinen weiteren Gedanken gemacht. Du lieber Herrgott, was man so vom frühen Morgen bis zum späten Abend dem schweren Schaffen nicht herauskommt und ein dabei noch sechs kleine Kinder hinderlich im Hause stehen, hat man freilich nicht viel Zeit zum Denken. Ganz vergessen hatte sie die Predigt schon gehalten. Aber heute fiel sie ihr doch wieder ein.

Seit einer Stunde sitzt die reiche Wiesingerin Gast bei ihr in ihrer ärmlichen Stube. Die Wiesingerin ist einmal ihre Kameradin gewesen, da beide noch ledige Dirnen waren. Später, als das ungeheure Glück gehabt hat, den schwerraten Wiesinger weit draußen im Unterland zu heiraten, ist ihr die einstige Kameradin ganz aus den Augen verschwunden. Und noch später, da sie selber armen Ritzbichler geheiratet hat, und gar, als es jedem neuen Jahr ein Kindlein mehr zu verfortgab, da war ihr die Wiesingerin mit der Zeit aus dem Sinn verschwunden. Ganz so wie die Predigt.

Und jetzt, da die Wiesingerin gelegentlich Ritzbichler ihren Mann nach Oberlahn begleitet hat

nach jahrelanger Abwesenheit die alten Bekannten oder einmal heimzusehen, hatte sie plötzlich alle wieder vor sich.

„Ja, du hast's halt gut troffen,“ sagte die Wiesingerin eben zum viel leicht schon zehnten Male wieder. „Und sie seufzte so traurig auf dabei und schaute so andig drein, als wäre sie das unglücklichste Weib Gottes Erdboden.“

Die Kitzin kannte sich nicht mehr aus. „Was ist dir denn nachher eigentlich?“ fragte sie beunruhigt. „Bist leicht krank?“

Aber die Wiesingerin schüttelte nur verneinend den Kopf und trank den Kaffee aus, den ihr die Kitzin gegeben hatte. „Krank wohl nit,“ meinte sie, sich im Mund wischend. „Da kunnt ich mich nit beagen. Und 's Essen und Trinken schmeckt mir auch. Kannst noch ein Schalerl Kaffee hätt'st und so gut sein tätt'st —“

Die Kitzin füllte die leere Schale zum dritten Male und saate etwas beruhigt: „Na, alsdann! Dein kann is auch gut zu dir, wie d' ver zählt hast, was ist denn nachher noch mehr? Schaut rein aus, ob d' mich beneiden tätt'st, daß ich in dem Loch wohn', wo du deine fünf Stuben hast —“

„Böhnen kann man ja doch nur in einer,“ schaltete die Wiesingerin trübselig ein.

„Wo du deine acht Küh' im Stall hast und drei ar Röß —“

„Kannst ja doch nur mit zwei Rösser fahr'n!“

„Und die vie-en Wiesen und Acker —“

„Wo eins doch das Korn nit aufessen kann, was er wachst und wann man zweihundert Jahr' alt werd'! Und einmal muß eins ja doch versterben, und dann hast von der ganzen Herrlichkeit grad' viel, als ob d' gar nit g'habt hätt'st!“

Auf das hin mußte die Kitzin nun aber doch hell eranslachen. „Jetzt, wann das deine ganze Sorg' ist! Das kommt doch schier auf eins raus: dein Haus und Hof und was drum und dran is, kannst rechtlich einmal nit mitnehmen; aber ich das Nit, was ich hab', auch nit. So sein mir ja auf gleich.“

Die Wiesingerin schüttel'te nur wieder resigniert den Kopf, trank die dritte Schale leer und ließ es ungehört gechehen, daß diese zum vierten Male mit dem großmächtigen Kaffeefassen gefüllt wurde. „Du hast leicht lachen und spotten!“ sagte sie dann. „Du hast's halt gut troffen, — du weißt doch, für wen du dich plagst.“

Nun machte die Kitzin erst recht ein verwundertes Gesicht. „Die Kinder meinst?“ fragte sie. „Das geht dir ab? Geh zu, wann s' so kommen eins nach dem andern, is's einem auch nit recht. 's is ein rechtes Kreuz.“ Und jetzt seufzte die Kitzin, als hätte sie die Rollen gewechselt und als wäre nun sie das unglücklichste Weib auf Gottes Erdboden.

„Da hör' nur, was s' treiben, — und so geht das den ganzen lieben langen Tag. — Ob's aufhört's da drauß mit der Rauferei!“ schrie sie plötzlich zur Türe hinaus, durch die ein mörderliches Geschrei und Weheule zu vernehmen war. „Nit eine Viertelstund'

kann eins Ruh' haben und ein g'scheit's Wörtel reden! Gleich fahr' ich mit 'n Stecken drein!“ Und sie langte schon nach der Ecke, in der das erprobte und bewährte Erziehungsmittel auf freundliche Verwendung harzte.

Aber die Wiesingerin fiel ihr in den Arm. „Um Gottes Christi willen! Die lieben kleinen Engerln! Kitzin, so lang ich da bin, darfst mir sie nit schlagen! Ruh' s' lieber rein, — ich glaub' eh, du hast sie nur wegen meiner 'nausg'schickt, und ich hab' die Kinder doch so viel gern!“

Die Kitzin brummte irgend etwas Unverständliches und lehnte den Stock wieder in seine Ecke zurück. Und weil die Wiesingerin so schön bat und die ganze Rotte des schreienden Nachwuchses eben zur Tür hereinströmte, erhob sie weiter keinen Einspruch. Nur tief aufseufzen mußte sie nochmals, da sie sagte: „Na, da hast sie halt. Jetzt unterhalt' dich dran.“

Die Wiesingerin ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie machte von der Erlaubnis ausgiebigen Gebrauch, wenn auch die jungen Kitzbilderischen anfangs recht schüchtern und kleinlaut dem fremden Gaste gegenüberstanden. Als nur die erste Scheu einmal überwunden war, als sie der Reihe nach aus der Wiesingerin ihrer Kaffeeschale hatten trinken dürfen und sich balgen und raufen durften, ohne daß der gefürchtete Stock sich aus seiner Ecke rührte, da wollte schier des Jubels kein Ende sein. Und je toller sich die Kleinen gebärdeten, desto strahlender wurde das Gesicht der Wiesingerin.

„Kitzin, was du's gut hast!“ schrie sie ein ums andre Mal. „So ein Glück! So eine Freud'!“



„Kannst noch ein Schalerl Kaffee hätt'st und so gut sein tätt'st —“

Und wenn eine Pause der Ermüdung eintreten wollte, da fand sie immer ein lustiges Wort, einen tollen Vorschlag, der von den Sechsen sofort mit größter Begeisterung aufgenommen und in die lärmendste Tat umgesetzt wurde.

Die Kitzin war schon ganz verzagt geworden. So wild hatte sie die Kinder noch ihr Lebtag nicht gesehen. Wenn ihr Gast noch eine Stunde dablief, hatte sie ja eine Woche zu tun, um die Rangen nur

halbwegs wieder in Ordnung zu bringen! Sie atmete ordentlich erleichtert auf, als der reiche Bauer vom Unterland endlich von seinem Viehkaufe zurückkam, um die Bäuerin abzuholen und mit ihr heimzufahren.

Aber sie hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Wiesinger war genau derselbe „Kinder-narr“ wie seine unglückliche Bäuerin. Und wenn der Herenjabbat, der da durch die Stube tollte, noch einer Steigerung fähig war, so erreichte er sie jetzt. Halb in hellem Zorn, halb in weinerlicher Verzweiflung riß endlich doch die Kitzin den Stock aus der Ecke und schrie: „Jetzt halt' ich's aber nimmer aus! Schaut's, daß 's 'nauskommt's und daß Fried' wird!“

Aber jetzt hielten vier Hände ihren Arm fest. Auf der einen Seite die des Bauern, auf der andern die der Bäuerin aus dem Unterland. Da ließ sie den Stock fallen und schlug die Hände vors Gesicht, weil sie sich schämte, daß ihr die Tränen über die Backen rollten.

„So nehmt sie's halt gleich mit alle sechs,“ schluchzte sie, „wann s' euch gar so ans Herz gewachsen sind. Wär' eh ein Glück für sie und für uns.“

Und dann wußte sie gar nicht mehr, wie die Sache eigentlich gekommen war. Die Kinder waren ins Freie getollt und da war für eine Weile wieder Ruhe gewesen in der Stube. Nur der Wiesinger und die Wiesingerin hatten unermüdlich auf sie eingesprochen, daß sie alle sechs wohl nicht nehmen könnten, aber wenn es ihr ernst wäre, eins davon — am liebsten die zweijährige blonde Beverl — die wollten sie mit tausend Freuden mit sich nehmen, da ihnen selber doch der Gottesseggen versagt blieb, und die Beverl wollten sie aufziehen wie ihr eigenes Kind, und daß die Kitzin nur auch beruhigt sein sollte, wollten sie der Beverl gleich jetzt ein gut Stück Geld und Land verschreiben lassen, daß sie gesichert dastände, wenn ihnen — dem Wiesinger und der Wiesingerin — zufällig was Menschliches passierte — — und soviel wußten sie zu jagen und vorzubringen, daß der armen Kitzin ganz schwindlig wurde und sie ihrem Manne, als er abends nach Hause kam, mit freudestrahlenden Augen entgegenrief, was ihnen und ihrer Beverl für ein fabelhaftes Glück vom Himmel herabgefallen wäre . . .

Dann hatten die Gäste aus dem Unterland noch einmal genau daselbe ihrem Manne vorgeredet und hatten endlich die glückstrahlende Kleine zu sich auf den Wagen gehoben und waren mit ihr davongefahren. Und die zurückgebliebenen Geschwister hatten neidvoll ihrem Schwesterchen nachgeblickt, das da auf dem fürnehmen Wagen mit den zwei prächtigen Schimmeln ins reiche Unterland fahren durfte, und auch die Eltern waren noch lange vor der Türe stehengeblieben, mit glänzenden Augen dem entschwindenden Gefährte nachblickend und mit gefalteten Händen dem Himmel dankend für das große Glück, das ihnen der heutige Tag beschieden . . .

Im Wiesingerischen Gehöft wollte die Zufriedenheit nicht heimisch werden. Hatte die Bäuerin früher

gejammert, daß ihr der Gottesseggen eines Kindes versagt geblieben, so hatte sie nun ihre liebe Not mit der kleinen Beverl und kam den ganzen Tag mit heraus aus lauter Angst und Sorge.

Damals, als sie mit der Kleinen die Heimfahrt angetreten hatten, war's freilich noch schön und lustig gewesen. Da hatte die Beverl gejauchzt und gejubelt wie sie mit dem leichten Wagen das steinige Sträßchen bergab holperten, daß sich den beiden Großes das Herz auftrat und sie selber mitjauchzen mußten, als wären sie noch Kinder gewesen. Und bevor die Beverl tief und fest eingeschlafen und dann später in dem großen Bette gelegen wie ein lüchzendes Englein auf seiner schimmernden Wolke. Und doch dieser Appetit beim Frühstück! Die Wiesingerin leisteten auf dem Gebiete gehöriger Nahrungsnahme gewiß selber Großes, aber an jenem Frühmorgen aßen sie, von dem Beispiel Beverls angefaßt, jedes für mindestens drei! Und da sich zu Mittag dieser edle Bettstreit in monöglisch noch gesteigerten Maße wiederholte und die Beverl gar so lieb und herzig war, blickten der Bauer und die Bäuerin ein rosigen Zukunft entgegen.

Aber gegen Abend begann sich das Blatt allgemach zu wenden. Die Beverl war überjätt und schläfrig und die gleichmäßige Fahrt auf der endlosen langen, nun schnurgeraden und gar nicht mehr brennigen Landstraße bot ihr kein Interesse mehr. Trotz aller Schläfrigkeit wollte sie dann, endlich Hause angekommen, vom Schlafen nichts wissen. Sie wollte nur eines, unter Weinen und Schluchzen immer nur das eine: nach Hause zu der Mutter. Und was eine qualvolle Stunde für die arme Wiesingerin bis sie das Kind endlich zur Ruhe gebracht, eigentlich, bis sich das Kind endlich selber in Schlaf geweint hatte.

Seither waren acht Tage verstrichen. Die Beverl hatte allgemach auf Vater und Mutter und auf Geschwister vergessen, — aber heimlich fühlte sie sich darum noch immer nicht auf dem großen fremden Hofe. Und es konnte auch jetzt noch vorkommen, daß sich plötzlich ihr Erinnern regte und sie auf einmal heimerlangte . . .

Was so ein Kind für Arbeit macht, das hatte die Wiesingerin auch ihr Lebiag nicht töumen lassen. Jetzt das und jetzt das, — man kam aus der Patsche und der Aufregung schier gar nicht heraus. In einzelnen schwachen Minuten fing die Bäuerin an zu begreifen, daß die arme Kitzin zu ihrem schweren Gottesseggen auch noch einen Haselsteden Winkel stehen brauchte. Ja, es gab Momente, wo sie sich fragte, ob es nicht eigentlich doch eine Dummheit oder zum wenigsten eine recht unüberlegte Sache gewesen sei, sich diese Last aufzubürden und das Kind zu sich ins Haus zu nehmen . . .

Wie sie wieder einmal so dachte — der Bauer war vor einer halben Stunde fuchsteufelswild aus dem Hause gerannt, „wegen der ewigen Komödie dem Bamberletsch“ und sie selber hatte, um ei-

sehen Ruhe zu gewinnen, die Beverl mit der Dirn  
den Klecker geschickt — wie sie so ihre Gedanken  
ann, daß es doch nicht uneben wäre, von dem  
ottesfegen fremder Leute wieder erlöst zu sein, stand  
gyllich die Kitin vor ihr. Uebernünftig, abgehört,  
staubt, mit einem verzagten Gesicht, sagte:  
hräg dich Gott, Bäuerin! Von Niederlahn komm'  
heut schon daher, — die halberte Nacht bin ich

so laut, daß die arme Kitin noch ein gut Teil verzagter wurde: „Die Beverl? Das Kindl? Das liebe Kindl? Das willst mir wieder wegnehmen? Jetzt, wo sich's so schön herg'wöhnt hat und erst anfängt, uns eine rechte Freud' z' machen? — Kitin, das kannst uns nit antun. G'stohlen haben wir's ja nit, dein Kind. Wir haben's mitg'nommen mit deiner Einwilligung. Und so mußt's schon auch da verbleiben.“

Die Kitin wurde noch weißer im Gesicht, als sie es durch den Nachtmarsch und den Staub der Landstraße ohnehin schon gewesen. Aber die Verzagtheit war urplötzlich aus ihren Zügen geschwunden.

„G'stohlen hast es freilich nit, mein Kindl,“ sagte sie und ihre Stimme zitterte nun gar nicht mehr. „Aber wannst es nit gutwillig wieder rausgibst, so stehl' ich's jetzt. Und nit eher geh' ich aus dein' Haus, bevor ich nit mei' Beverl wieder hab'.“

Da erhob die Wiesingerin ein wahres Jammergeschrei. Wie undankbar die Leut' doch wären und ihrem eigenen Kinde das Glück nicht gönnten, wie das alles doch so ungerecht verteilt wäre auf der Welt, daß den einen der Gottesfegen so überreich zuströme und die andern allein und verlassen durchs Leben gehen müssen — und es mußte ihr erst der Atem ausgehen und sie selber wie gebrochen auf die Ofenbank sinken, bevor sie ihren Redestrom unterbrach.

Die Kitin war die ganze Zeit über regungslos und unbewegt vor ihr stehengeblieben. Nun ging plötzlich ein Zittern über ihren Leib, — sie hatte draußen den hellen Klang einer Kinderstimme vernommen. Und wie sie sich umdrehte, die Arme breitete und „Beverl“ rief, da kam das Kind herein-gesprungen, rief „Mutter!“ und hing auch schon an ihrem Halse.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis nun auch die Kitin zu Atem kam. Und dann würgte und schluckte sie erst noch eine Weile, und ihr Gesicht und ihre ganze Haltung hatten wieder das Demutvolle und die Verzagtheit von vorher angenommen, bevor sie jagen konnte: „Ich bitt' dich halt noch einmal, Wiesingerin, mußt uns nit böß sein. Und ich sag' fleißig Vergelt's Gott für alles Gute, was d' mein' Kindl tan hast und tun hast wollen, aber weißt, wo fünfe Platz haben, kann das sechst' auch noch sein. Und wann fünfe satt werden, wird das sechst' auch nit verhungern. Und — ja schau, es is da nit viel zum Reden, — wir halten's halt nit aus ohne dem Kindl — ich und der Bauer!“

Weil die Wiesingerin keine Antwort gab und nur trübselig mit dem Kopfe nickte, begann die Kitin nach einer Weile wieder: „So sag' ich halt noch einmal Vergelt's Gott. Und b'hüt' dich Gott, Bäuerin.“ Und weil auch da die Wiesingerin den Kopf noch immer nicht hob, nur fortfuhr damit zu wackeln und dadurch auch die hingehaltene Hand der einstigen Kameräbin nicht sah, drehte sich diese um und schritt, ihr Kindelein auf dem Arm, aus der behaglichen Wohnstube und über den großen Hof des Wiesingerischen Besitztums hinaus auf die staubige Landstraße.



Plötzlich stand die Kitin vor ihr.

gangen, — mußt schon nit böß sein. Aber ich halt's halt nimmer aus . . .“

Die Wiesingerin starrte die einstige Kameräbin wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt an und fragte verständnislos: „Was halt'st nimmer aus?“

„Mußt schon nit böß sein,“ antwortete die Müde verzagter, — „aber weißt, der Bauer halt's halt auch nimmer aus . . .“

Und weil sie das gar so ängstlich vorbrachte und sie so jammervolle Miene dazu aufsetzte wie damals in ihrer Stube, da sie das Geschrei der sechs Kinder zum Weinen gebracht hatte, glaubte die Wiesingerin nicht anders, als die Kitin sei ihres Gottesfegens nun vollständig überdrüssig geworden und bringe sie zu dem Beverl nun auch die restlichen fünf andern ins Haus. Da war ihre Frage fast wie ein Schrei: „Ja, so red' schon einmal, — was halt'st nimmer aus?“

Und unter Würgen und Schlucken brachte es die Kitin endlich hervor: „Die Beverl bin ich holen kommen. Wir können nit sein ohne das Kindl. Ich nit und der Bauer auch nit.“

So hätte denn die Wiesingerin nun ganz zufrieden sein können. Ihr heimlicher Wunsch war früher als sie gedacht in Erfüllung gegangen. Statt dessen schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und schrie

Hätte sie den Blick nach rückwärts gewandt, sie hätte noch lange die Wiesingerin am Fenster sitzen und ihr nachschauen sehen. Und hätte sie erlauschen können, was die reiche Bäuerin in ihren Gedanken spann von dem Glück und Gottessegel der anderen Leute und dem Unglück des eigenen Lebens, ihr wäre vielleicht jene Predigt des alten Pfarrers wieder in den Sinn gekommen: „Nur nicht verzagen! Und nur keinen beneiden! Hat jeder von uns seine Last zu tragen. Und wer etwan keine hätt', der ladet sich selber eine auf.“

Aber die Kizin fand nicht Zeit, nach rückwärts zu schauen. In blauer Ferne lagen die heimatischen Berge weit vor ihr, — da hieß es auf den Weg achten und tüchtig vorwärtschreiten, wollte sie in zwei Tagen wieder bei ihren Lieben sein.

Es war auch gut so, denn hätte sie zurückgeschaut, so hätte gewiß ein verstehendes Mitleid ihr helles Glück getrübt. Und hätte sie sich der Worte des Herrn Michael Gruber erinnert, so wären ihr vielleicht gar Zweifel an seiner Weltweisheit aufgestiegen und sie hätte — in aller Ehrerbietung natürlich — nur denken können: Unser alter Pfarrer wird halt auch schon kindisch. Verzagt sein? Wer ist es denn? Ein anderes beneiden? Wer hat's denn notwendig? Oder sich etwan gar selber einen Binkel Sorgen aus-



Sie schreitt, ihr Kind auf dem Arm, hinaus.

suchen und ausladen, grad' nur weil's einem gar zu gut geht? Nein, so dumm ist der Mensch schon nicht...

Oder wenigstens die Kizin nicht. Und die Kizin ist doch glücklich. Denn was sie da mühselig durch Sonnenbrand und Straßenstaub schleppt, ist ihr keine Last und keine Bürde, — das ist das Glück selber. Das ist ja ihr Kind.

### Der übertrumpfte Diplomat.

Eine heitere Geschichte von A. Theinert.



ris Bommer, Steuermann, lehnte an der Decke, die Richtung des Schümers und duzelte, an einer kurzen Losprieße rauchend, hin-

vergnügt in den Sommerabend hinein. Vor ein Weile schon war die Sonne hinter den hohen Siebeshäusern der alten Hanjastadt Lübeck verschwunden und auf den im Hafen liegenden Fahrzeugen flüchtete man an, die Nachtlaternen zu hissen. Ein weißes Kai heranruderndes Boot kam näher und näher und ein aus rauher Kehle gerufenes: „Nixe Doo!“ weckte den jungen Steuermann aus seinen Träumen. Geschickt erhaschte er die ihm zugeworfene Jangleine auf und machte sie fest.

In der nächsten Minute stand der Eigentümer und Kapitän der „Nixe“ auf Deck und neben ihm eine junge Dame. Der Bootsmann reichte ein Duzend Schachteln und Taschen herauf und wurde abgelohnt.

Fritz Bommer schüttelte verwundert den Kopf. Frühzeitig am nächsten Morgen sollte der Schuppen auslaufen, und da brachte der „Alte“ jetzt noch ein Frauenzimmer mit.

„Das ist meine Tochter Else“, wandte sich Kapitän Santen an seinen seit zwei Jahren auf der See funktionierenden Steuermann. „Habt sie, mein Herr, noch nie gesehen; ist im Mai, als wir in Liverpool lagen, aus der Pension heimgekommen, und jetzt nehme ich sie mit nach Rotterdam. Die unbesetzte dritte Kabine sollt' n bisschen aufgeräumt, mit Besenzeug und etwa sonst noch Nötigem ausgerüstet werden. Sorgt für das, Fritz.“

„Mein Bett richte ich selber her!“ mischte das Mädchen sich ein.

„Meinetwegen“, brummte der Vater. „Wollt' mal runter und die Geschichte beaugenscheinigen.“

„Donnervetter! Da steckt ja allerlei drin, das raus muß“, polterte der Alte, nachdem er die Tür zu der für seine Tochter bestimmten Kabine geöffnet hatte. — „Wohin mit den Zwiebeln, Fritz?“

„Werden schon Platz dafür finden,“ versicherte der Steuermann, die beiden Säcke in die Kajüte ziehend.

„Da drin schlafst du nicht!“ erklärte Else. „Dort ist ja ein Schwabentäfelchen am Boden. — Hui, wie lässlich!“

„Es ist nur ein toter, Fräulein,“ lachte Fritz Bommer. „Habe noch nie einen lebenden an Bord der Nixe gesehen.“

„Ich will nach Hause,“ schmollte das Mädchen. „Wie kannst du nur von mir verlangen, Vater, daß ich die Reise mitmache, wenn ich doch gar nicht mag?“

„Ja, da hättest du eben artig sein und keinen Anstoss anfangen sollen,“ schulmeisterte der Vater. „Wie siehst du mit dem Bettzeug, Fritz?“

Der Steuermann hatte sich auf eine Ecke des kajütentischen Gesehts und strich nachdenklich mit der Hand über's Kinn. „Wär's nicht am besten, Käpten,“ sagte er, „Ihr würdet Fräulein Else Eure Kabine überlassen und Euch hier einrichten?“

„Fällt mir gar nicht ein,“ knurrte der zärtliche Vater.

Fritz Bommer verschluckte eine für seinen Vorgesetzten nicht gerade schmeichelhafte Bemerkung, und Else stieg, die beiden zur Entscheidung der schwebenden Frage allein lassend, an Deck. Die dritte Kabine wurde von den Männern so wohnlich wie möglich gemacht, und eine halbe Stunde später zog sich die junge Dame mit einem kurzen „Gute Nacht“ in das sehr primitive Gemach zurück.

„Hat sich also entschlossen, uns zu begleiten?“ fragte der Steuermann.

„Hat sich gar nicht zu entschließen,“ erwiderte der Kapitän. „Wir, meine Frau und ich, haben's so bestmöglich zum Besten unserer Tochter.“

„Soll sich in der Seelust kräftigen?“

„hm, das nicht; das Mädel ist ganz gesund. Die Sache liegt anders, Fritz. Ich habe hier in Lübeck 'nen guten Freund, Paul Wolmers, Kaufmann, mit 'nem blühenden Geschäft. Der möchte die Else zur Frau haben. Uns, meiner Frau und mir, wäre die Verbindung ganz erwünscht, aber das Mädel will nicht, hat 'nen andern im Kopf. Drum muß sie 'ne Weile von Lübeck fort. Ihre Mutter braucht nur mal den Rücken zu kehren an einem Sonntag, schwupp, ist die Else auf und davon und trieft irgendwo, wie zufällig, mit dem verdammten Affen zusammen, den ich gern mit 'nem Tauende bearbeiten möchte. Der Bengel ist ja kaum trocken hinter den Ohren und simpler Kommiss mit 'nem Hungerlohn. Wäre mir gerade der Rechte zum Schwiegersohn!“

„Aber gewiß ein hübscher, flotter Bursch,“ warf der Steuermann ein.

„Weiß der Teufel, was so 'en Mädel für 'nen Geschmack hat. Ihr, scheint's, gefällt er, mich dünkt er ein Jammerlappen; sieht aus, als bekäme er nie genug zu essen. Da ist Wolmers ein anderer Kerl, ein Mann von meiner Postur und in gesehtem Alter, kein Springinsfeld mehr.“

„Sie wird den Kommiss heiraten,“ erklärte Fritz Bommer im Tone der Ueberzeugung.

„Das wird sie nicht, da könnt Ihr Gift drauf nehmen, Fritz. Ich bin ein Schlaufuchs und sehe in der Regel durch, was ich mir vorgenommen habe. Könnte ja gar nicht zuweg kommen mit meiner Frau, wenn ich nicht ein gewiegter Diplomat wäre.“

Fritz Bommer lachte heimlich auf den Stockzähnen, er wußte, worin Kapitän Sautens Diplomatie seiner Frau gegenüber bestand: im gehorsamen Unterducken.

„Ich habe die Kabinettp photographie von Wolmers,“ fuhr der Diplomat fort, „die wird in einem Rahmen auf die Konsole dort gestellt. Else soll beständig das Bild vor Augen haben, den Kommiss vergessen und sich unsern Plänen anpassen. Jedenfalls bleibt sie an Bord der Nixe, bis sie's tut.“

„Ja, ja, Ihr versteht's, Käpten!“ rief der Steuermann, Bewunderung heuchelnd.

Der Alte legte den Finger an die Nase. „s gibt nicht viel Leute, die mir den Weg weisen könnten, verdammt wenige, Fritz,“ schmunzelte er. „Aber unterstützen könnt Ihr mich doch bei der Geschichte. Müßt mit der Else schwagen im rechten Sinn, ihr den Kopf klar machen.“

„Will ich schon tun.“

„Müßt die Photographie anstaunen,“ instruierte der Kapitän weiter. „Das sei ein Mann, dem sehe man's doch gleich an, was in ihm steckt. Könntet dann so beiläufig von jungen Mädchen erzählen, die Ihr gekannt; wie da etliche um zwanzig Jahre ältere Männer geheiratet hätten, mit denen sie jetzt in glücklichster Ehe lebten.“

„Schon gut, Käpten! Ich weiß, was Ihr wollt. An mir soll's nicht liegen, wenn Eure Tochter dem Kommiss nicht den Laufpaß gibt.“

Die beiden Männer wickelten einen Händedruck und suchten die Kosen auf.

Gegen Sonnenaufgang wurde der Anker gelichtet, und die Nixe trat ihre Fahrt an.

Als der Steuermann das auf die Konsole gestellte Bild betrachtete, lächelte er selbstgefällig; gegen den da war ja er der reine Adonis. Nach dem Morgenessen übernahm er die Deckwache, und mit lebhaftem Interesse folgten seine Blicke dem neugierig überall herumschwirrenden hübschen Passagier.

Das Mädchen setzte sich schließlich auf den Rand des dicht vor dem Steuerrade liegenden Kajütenoberlichtes, und der während der Hälfte seiner Wache in der Regel selber steuernde Fritz Bommer fragte: „Gefällt's Ihnen an Bord der Nixe, Fräulein?“

„Else schüttelte den Kopf. „s muß mir halt gefallen,“ seufzte sie.

„Ihr Vater hat mir gestern erklärt, warum er Sie mitnimmt.“

„So? Hat er vielleicht auch den Koch ins Vertrauen gezogen? Was hat er Ihnen denn gesagt?“

Der Steuermann schaute nach den Segeln und räusperte sich. „Hat von einem Manne Wolmers“

gesprochen und — hm — von einem andern, der Ihnen besser gefällt.“

„Ach, mit dem habe ich ja nur angebändelt, um den alten Wolmers abzuschrecken. Sind mir beide gleichgültig.“

„Also, Sie machen sich nichts aus dem Kommiss?“

„Gar nichts!“

„Und Ihre Eltern haben Sie an Bord der Nixe geschickt, damit Sie von ihm wegkommen? — Verwickelte Sache. — Hm —. Ließe sich vielleicht am besten lösen, — wenn — hm —“

„Wie denn?“ fragte das Mädchen, als Fritz Bommer zauderte.

„Hm, ist nur so 'ne Ansicht von mir. Von Lübeck hat man Sie fortgenommen wegen der vermeintlichen Liebelei. — Na, da denke ich halt, wenn Sie hier auf dem Schoner mit jemand so etwas wie eine Liebchaft anzetteln würden, ziemlich augenfällig, dann könnt's Ihrem Vater einfallen, es sei am Ende doch geheimer, Sie von Hamburg, wo wir anlanden, wieder heimzuschicken.“

„Das ist ja eine famose Idee!“ lachte das Mädchen.

„Wissen Sie was, ich will den hübschen Jungen, den Wilhelm, anschnappen, bis der Vater 's merkt. — Hurra, das wird lustig!“

„Geht nicht.“ Der Steuermann schüttelte missbilligend den Kopf.

„Ja, warum denn nicht?“

„Gegen die Disziplin. Tochter vom Kapitän darf sich nicht mit einem Matrosen einlassen.“

„Aha, ich verstehe,“ lachte Fräulein Santen.

„Hm, 's soll ja nur zum Schein sein,“ bemerkte Fritz Bommer erröthend.

„Natürlich nur zum Schein. — Also, wie wollen wir's machen?“

Fritz Bommers Kopf wurde noch röter. „Ich verstehe nicht viel von derlei Sachen,“ erwiderte er. „Wir müssen uns halt, denke ich, vieljagende Blicke zuwerfen, gelegentlich miteinander flüstern und treiben, was etwa sonst noch in das Fach schlägt.“

„Gut, wir können's ja mal versuchen.“

„Wird sich schon machen mit der Zeit. Nach 'ner Weile wird's uns immer leichter vorkommen.“

„Mir ist alles recht, wenn ich nur wieder heim kann.“ Damit stand Else auf und ging nach dem Vordersteck.

Fritz Bommer nahm seine Rolle ernst und das sofort; er schaute dem Mädchen nach so angelegentlich, daß er nicht aufs Steuern achtete und nahezu ein kleines, den Kurs der Nixe kreuzendes Fischerboot anrannte. Für sich hatte er richtig prophezeit, es wurde ihm durchaus nicht schwer, den Verliebten zu spielen. Noch ehe der Tag zu Raste ging, überkam ihn eine elegisch-melancholische Stimmung. Seine zärtlichsten Blicke hatten nicht gezündet, hatten nicht die entsprechenden Gegenblicke gefunden, und als er am Spätabende wieder am Steuerrade stand, gedachte er mit einer Art von verständnisvollem Mitgefühl des armen Wolmers.

Aus seinen Grübeleien wurde er durch das Auftauchen der zierlichen Gestalt der Kapitänstochter gerissen, die den Sitz auf dem Rande des Kajütenoberlichtes wieder einnahm.

„Still und friedlich hier oben,“ bemerkte der Steuermann. „Die Sterne funkeln so hell heute nacht wie selten.“

„Nette Stille das!“ entgegnete Fräulein Santen schnippisch. „Warum kann der alte Schoner nicht ruhiger fahren? Ich glaube, Sie bringen ihn absichtlich zum Herumtanzeln mit dem Rade da.“

„Aber Fräulein! — Kommen Sie her und steuern Sie selber, dann werden Sie ja sehen.“

Er hatte nicht erwartet, daß sie der Aufforderung folgen würde, aber sie kam wirklich und ließ sich leicht gegen das Rad gelehnt, von Fritz Bommer in die Mystereien des Kompasses einweihen. Er legte seine Hände auf die von ihr gefaßten Speichen



Er legte seine Hände auf die von ihr gefaßten Speichen.

und, als die Nixe sich einer schweren Koller leistete, wagte er's, das Mädchen mit einem Arme zu umfassen.

Langsam machte sie sich frei, sagte „Gute Nacht!“ und ging in die Kajüte. Als um Mitternacht der Kapitän die Deckwache übernahm, suchte auch

der Steuermann seine Koje auf.

Beim Erwachen am Morgen freute es ihn, daß die See ruhiger geworden und die Nixe ohne zu schlingeln und zu stampfen darüber hinglitt. Die Kapitänstochter fand er schon am Frühstückstische sitzend.

„Guten Morgen, Fräulein,“ begrüßte er sie. „Hoffe, Sie haben sich ein bißchen ausgeföhnt mit dem Schoner?“

„Heute ist's erträglich.“

„Nur Geduld; bis wir nach Hamburg kommen, werden Sie noch ganz seetüchtig werden.“

„Ach was, seetüchtig! Wenn ich ein Mann wäre, möchte ich kein Seemann sein.“

„So? — Und warum denn nicht?“

„Seelente dünken mich tolpatschig und ungalant, haben nicht den rechten Schneid. Da lob' ich mir Soldaten. Wie ritterlich ist so ein Leutnant. — Wär' nur jetzt einer hier in der Kajüte!“

„Ja, was sollte denn der hier tun?“ fragte der Steuermann, dem's anfang, im Kopfe zu wirbeln.

„Ihn würde ich bitten, den alten Wolmers einzufangen.“

Verständnislos starrte Fritz Bommer das Mädchen an.

„Die Photographie dort möchte ich sehen mit einem biden Senfkleber auf der Nase.“

Der Steuermann staunte immer noch, plötzlich aber stand er auf, nahm den Senfstößel aus dem Topfe und fuhr damit über die klassischen Züge des ehelichen Lübecker Kaufmanns. Doch anstatt den erhofften Dank zu ernten, mußte er sehen, wie die holde Versucherin vor verhaltenem Lachen sich schüttelte.

„Der Vater kommt!“ flüsterte sie, als Tritte auf den Treppentufen knarnten. „Na, der wird Ihnen nicht schlecht den Marsch machen!“ Rasch erhob sie sich, nickte dem in die Kajüte tretenden Vater zu und hüchelte an Deck.

Kapitän Santen ließ sich auf einen Sitz fallen und schenkte Kaffee in seine Tasse. Als er sie an die Lippen bringen wollte, streifte sein Blick das Bild auf der Konsole. Mit einem den halben Inhalt verschüttenden Rucke wurde die Tasse wieder abgestellt.

„Wer? — Was? — Wer in drei Teufels Namen hat das da gemacht?“ brauste er auf.

„Ich,“ antwortete der Steuermann kleinlaut.

„Ihr?!“ brüllte der Alte, „Ihr?! — Seid Ihr verurteilt geworden?“

Fritz Bommer räusperte sich verlegen. „Hm, weiß selber nicht, wie's gekommen ist; 's hat mir in den Fingern gejuht und da hab' ich's halt getan.“

„Aber warum? Donnerwetter, warum?! Müßt doch irgendeinen Grund gehabt haben für diesen in-samen Blödsinn.“

Der Steuermann schüttelte den Kopf, und der Kapitän musterte ihn mit halb grimmigen, halb besorgten Blicken. „Hört, Fritz,“ sagte er, „Ihr solltet ärztlichen Rat einholen, wenn wir in Hamburg sind. In Eurem Kopse ist eine Schraube locker geworden; seid mir gestern schon so kurios vorgekommen.“

Fritz Bommer murmelte etwas Unverständliches und stieg die Kajütentreppe hinauf. In der Erwartung, von Fräulein Else freundlich begrüßt und belobt zu werden, sah er sich getäuscht. Das Mädchen lachte ihm spöttisch ins Gesicht; von dankbarer Anerkennung der heroischen Tat keine Spur. Beladigt wandte er ihr den Rücken, schob die Hände in die Hosentaschen und schlenderte pfeifend nach dem Vorderdeck.

Dort rückte ihm nach einer Weile der mit dem Morgenessen fertig gewordene Kapitän auf den Leib.

„Auf der Konsole unten steht jetzt 'ne zweite Photographie von meinem Freunde Wolmers,“ grollte der Alte. „Ich hab' nur die beiden Bilder von ihm, und wenn das neue in irgendeiner Weise zu Schaden kommt, dann gib't's 'nen Mordskradau! Verstanden?“

Damit wandte er sich und schritt würdevoll die Deckplanken auf und ab, bis ihn am Bug Hans Jensen, ein altgedienter Matrose und Faktotum an Bord des Schmers, stellte und um etwas beragte.

Fritz Bommer, der an die Backbordbrüstung ge-

treten war und mißgelaunt ins Weite schaute, wurde von der Kapitänstochter in seinen Grübeleien gestört.

„Vater hat ein neues Bild von dem alten Wolmers in den Rahmen gehoben,“ flüsterte das Mädchen mit verschmitztem Lächeln.

„Sie wissen ja, wo der Senfstopf steht,“ erwiderte der Steuermann kurz angebunden.

„Ich gehe in die Kajüte,“ fuhr Else fort. „Kommen Sie mit!“

Fritz sträubte sich innerlich, der Aufforderung zu folgen, aber in der nächsten Minute stand er doch am Kajüteneingange.

„Steuermann!“ rief die unten an der Treppe stehende Kapitänstochter mit gedämpfter Stimme.

Fritz Bommer rührte sich nicht.

„Fritz!“ klang es schmeichelnd zu ihm herauf.

Den jungen Mann überließ's heiß und kalt, er konnte nicht länger widerstehen und stieg hinunter.

Den Senfstopf in der einen, den Löffel in der anderen Hand tanzte das Mädchen mit mutwillig blickenden Augen vor der Photographie herum.

„Machen Sie keine Geschichten, Fräulein!“ mahnte Fritz.

„Doch ich will!“

„Ihr Vater wird glauben, ich sei's gewesen.“

„Eben deswegen habe ich Sie ja gerufen.“

„Stecken Sie den Löffel weg und stellen Sie den Topf auf den Tisch!“ herrschte der Steuermann, der kein Verlangen nach einem zweiten Zusammenstoß mit dem Kapitän verspürte.

„Fällt mir gar nicht ein!“

Fritz Bommer sprang auf das Mädchen zu, die behende hinter den Tisch schlüpfte, aber von dem sich darüber hinbeugenden Steuermann am linken Arme erhascht und herangezogen wurde. Mit dem hübschen, vor Erregung glühenden Gesicht dicht vor dem seinen, vergaß er alles andere und küßte die schwellenden Lippen.

„D!“ rief Else aus.

„Wollen Sie mir jetzt den Senf geben?“ fragte der ob seiner Kühnheit erschrockene Fritz.

„Da haben Sie's!“ lachte das Mädchen. Rasch fuhr sie mit dem Senfstößel über Stirn, Nase und Backe des Steuermanns und retirierte in einen Winkel der Kajüte, gerade als der Vater eintrat.

Ein paar Sekunden stand Kapitän Santen sprachlos da. „Herrgott,“ plähte er endlich heraus, „jetzt hat er seine eigene Bijage eingesenft! — Er ist verrückt, total verrückt! — He, Fritz!“

„Was?“ brummte der Steuermann, das Gesicht abweisend.

„Habt Ihr früher schon solche Anfälle gehabt?“

„Unfinn!“

„Gar kein Unfinn; verdammt ernste Sache das! Für Euch wäre eine Zwangsjacke das Richtige. Will Hans Jensen um Rat fragen, der hat 'nen Vetter, der ist Wärter in 'nem Irrenhause. — Komm mit auf Deck, Else, hier unten ist's nicht geheuer!“

Der Kapitän polsterte die Treppe hinauf und merkte es gar nicht, daß seine Tochter zurückblieb.

Die wandte sich jetzt ihrem Opfer zu und betrachtete es mit teilnehmender Miene. „Es tut mir leid,“ sagte sie. „Schmerzt's?“

„Nicht der Rede wert!“  
„Warum sind Sie unartig gewesen; das ist die Strafe dafür.“

„Macht nichts!“ lachte Fritz.  
„Wenn's nur keine Blasen zieht.“ Sie trat dicht an ihn heran. „Drei rote Streifen.“



Vor den Augen des entsetzten Vaters küßte der Steuermann das Mädchen herzhaft ab.

der Steuermann das Mädchen herzhaft ab.

„Ihr könnt nach vorne gehen, Hans,“ knurrte der Kapitän, „und wohlgemerkt, kein Wort zu irgend jemand.“

Das Faktotum entfernte sich brummend, und Kapitän Santen schlich leise abseits, nachdem er noch gesehen, wie Else sich zärtlich an die Brust des Steuermanns schmiegte. Wie sollte er diesem geänderten Kurs seiner Tochter begegnen, wie diese neueste Verwicklung entwirren? Ein gewöhnlicher Mann wäre spornstreichs treppab gerast und zwischen die beiden gefahren; der gute Santen aber war eben Diplomat. Er ließ sich's nicht anmerken, daß er die Szene in der Kajüte belauscht hatte, er kam auch nicht mehr auf Fritz Bommers vermeintliche Tollheit zurück, er tat, wie wenn nichts vorgefallen wäre, und spielte den jovialen Wiedermann.

Am nächsten Mittagstisch war die Unterhaltung zwischen den drei Kajütenbewohnern eine urfidelle, man scherzte und lachte, in des Kapitäns Seele aber kochte die Wut, wenn er einen der Blicke auffing, die zwischen den jungen Leuten gewechselt wurden.

„Hört mal, Fritz,“ begann der Alte nach einer im Gespräch eingetretenen kurzen Pause, „wie geht's denn der Lina Seidel?“

„Wem?“ fragte der Steuermann überrascht.

„Na, stellt Euch doch nicht so einfältig! — Wem? — Der hübschen Lina in Hamburg, dem Mädchen, das Ihr heiraten wollt.“

„Was — was meint Ihr eigentlich, Käpten?“ stotterte der Steuermann heraus, dunkelrot werdend im Gesicht unter dem ihm von Else zugeworfenen Blicke.

„Ihr kommt mir komisch vor, Fritz. Die Sache ist doch einfach genug und ganz in der Ordnung. Ihr habt mir doch den netten Käser — hm, ich weiß noch recht aut, die junge Dame trug damals einen großen roten Hut mit 'ner weißen Feder — die habt Ihr mir doch als Eure Zukünftige vorgestellt.“

Der Steuermann sank in seinen Sitz zurück und starrte den Kapitän mit offenem Munde an.

„Werdet doch nicht etwa mit der Lina gebrochen haben?“ fuhr der Kapitän fort. „Liefert Euch ja kein extra Geld von mir geben zum Ankauf der Ringel. Ist das Geld für anderes drausgegangen?“

„Herrgott, was schwäzlet Ihr auch, Käpten! Ich komme nicht draus.“

Der Alte stand auf. „Tut mir leid, Fritz,“ sagte er, „wenn ich mit meiner harmlosen Erwähnung der Verlobung, die Ihr doch wahrhaftig nicht verheimlichen braucht, Eure Gefühle verletzt haben sollte. Mich geht's ja weiter nichts an, 's ist das Eure Sache, wie Ihr mit der Lina steht. Doch wollt Ihr vielleicht behaupten, Ihr wüßtet gar nichts von der Lina Seidel?“

„Gewiß behaupte ich das, habe nie etwas von 'nem Mäd'el gesehen oder gehört!“

Der Kapitän zuckte die Achseln und verließ ohne ein weiteres Wort die Kajüte. „Wenn Else das Temperament ihrer Mutter hat, dann wird das wohl ziehen,“ lüchelte er in sich hinein.

Die beiden Zurückgebliebenen saßen sich eine Weile stumm gegenüber.

„Was müssen Sie von mir denken, Fräulein Else?“ brach endlich Fritz das drückende Schweigen, 's ist unverantwortlich von Ihrem Vater, solche Fabeln aufzutischen.“

„Ich denke gar nichts,“ erwiderte das Mädchen ruhig. „Reichen Sie mir, bitte, die Erbsenschüssel.“

„Der Kapitän hat sich einen Ulk leisten wollen.“

„Bitte, das Salz! — Danke.“

„Aber Sie glaubten doch nicht etwa an diesen Kuhl?“

„Machen Sie sich nicht lächerlich. Es hat ja rein gar nichts zu bedeuten, was ich glaube oder nicht glaube.“

„Nichts zu bedeuten? — Sehr viel hat's zu bedeuten; für mich ist's eine Lebensfrage.“

„Anstun! Die Lina wird ja nichts erfahren von Ihren Seitenprüngen. Ich sag's ihr gewiß nicht.“

„Aber ich versichere Ihnen, daß ich nie eine Lina Seidel gefannt habe.“

„Schweigen Sie! Sie sind ein abscheulicher Mensch!“

Schwer gekränkt schob Fritz Bommer seinen Teller fort, erhob sich und ging auf Deck.

Die Nixe war glücklich durch den Sund und das Kattegat gesegelt, mit günstigen Winde steuerte sie südwärts Hamburg zu; am Dienstag erwartete man, in die Elbe einzulaufen. Gegen den Steuermann hatte Fräulein Else sich seit der Linagegeschichte sehr

schweigend verhalten, und alle Bemühungen des jungen Mannes, die Reserve des Mädchens zu durchbrechen, waren fehlschlagen.

Am Montag abend saßen die drei nach dem Nachtessen wie gewohnt um den Kajütentisch und spielten Sechsendsechzig. Kapitän Santen hatte abgelaufenes Glück und war in bester Laune. Die Erlaubnis, von Hamburg aus mit der Bahn heim nach Lübeck fahren zu dürfen, hatte Else dem Vater schon am Sonntag abgesehen. Der Alte glaubte freilich, seiner Tochter die Liebelei mit dem Steuermann gründlich verleidet zu haben, aber besser war besser. Jämmerer diplomatischer Schachzug das von mir mit der Lina Seidel, dachte er, und stolz auf den erzielten Erfolg, juckte es ihn, an diesem letzten Abend vor Elsens Abreise nochmal auf die Sache zurückzukommen.

„Ihr macht gerne Eure Partie Sechsendsechzig, Fritz,“ fing er an, „aber wenn Ihr erst verheiratet sein werdet, wird's vielleicht hapern damit in Eurer häuslichkeit; junge Frauen haben meist keine Freude an diesem Zeitvertreib.“

„Das stimmt, Käpten,“ gab der Steuermann schlagfertig zurück. „Lina haßt die Karten, sonst aber ist sie keine Spielverderberin, das wißt Ihr ja. — Herrgott, wie fidel sind wir damals in Santen Pauli miteinander gewesen! He, Käpten?“

„Waren ein paar recht vergnügliche Abende,“ schmunzelte der Alte, auf die Sache eingehend im Glauben, Fritz Bommer wolle sich vor Else als Schwereidler aufspielen. Das würde das Mädchel wohl endgültig kurieren, dachte er.

„Nun ja,“ lachte der Steuermann, „Ihr und Linas Freundin, die Gertrud Halmer, ihr beide habt's aber auch darnach getrieben!“

Kapitän Santen fuhr auf wie von der Tarantel gebissen. „Was, zum Teufel, faßelt Ihr da, Fritz?“ fragte er.

„Na, die Gertrud Halmer,“ erwiderte der Steuermann mit der unbefangenen Miene. „Ihr habt doch gewiß die Gertrud nicht vergessen, die üppige Blondine mit dem braunen Hut und der grünen Feder darauf.“

„Ihr seid beduselt, Fritz!“ schnauzte der Kapitän wütend. Er erkannte, daß seine Diplomatie übertrumpft war.

Am zweiten Abend wartet Ihr mit der Gertrud verschwunden,“ fuhr der Steuermann, wie in der lustigen Erinnerung schwebend, unbeirrt fort, „und wir suchten zwei Stunden nach Euch, die Lina und ich. Wie haben wir gelacht, als wir Euch endlich in der versteckten Laube fanden.“

Fritz warf einen raschen Seitenblick auf Else, und der verständnisvolle, zärtliche Gegenblick des Mädchens beseligte ihn.

„Ihr seid beduselt, Fritz,“ wiederholte der Kapitän, „müßt schwer getrunken haben! — Wie könnt Ihr Euch unterstehen, solches Zeug vor meiner Tochter zu reden!“

„'s ist ganz recht, daß ich's erfahre,“ mischte Else

sich ein. „Mich nimmt's nur wunder, was Mutter dazu sagen wird.“

„Daß du dir's nicht beikommen läßt, der Mutter diesen Unsinn zu berichten!“ brüllte der nachgerade ganz rabiat gewordene Kapitän. „'s ist ja alles nur dummes Geschwätz!“

„Es tut mir leid,“ nahm der Steuermann wieder das Wort, „wenn ich durch die Auffrischung heiterer Erinnerungen Eure Gefühle verlegt habe, Kapitän. 's ist ja natürlich Eure Sache mit der Gertrud. — Oder wollt Ihr etwa behaupten, Ihr wüßtet nichts von einer Gertrud Halmer?“

„Mutter soll's wissen!“ rief Else dem purpurrot angelaufenen, nach Lust schnappenden Vater zu.

„Könnt Ihr mir vielleicht mitteilen, wo diese Gertrud Halmer wohnt?“ leuchtete Kapitän Santen heraus.

„Freilich!“ antwortete der Steuermann mit einem verschmitzten Augenblinzeln. „Sie wohnt im gleichen Hause wie die Lina Seidel.“

Else rückte mit ihrem Stuhle dicht an Fritz heran, und der legte seinen Arm um die Hüfte des Mädchens.

„Ich fahre mit nach Rotterdam!“ erklärte sie entschieden.

Der in die selbst gegrabene Grube gefallene Diplomat saß eine Weile da wie gelähmt, dann nickte er, und schließlich fingen alle drei an zu lachen.

Als zwei Monate später die Nixe traveaufwärts der alten Hansestadt zusteuerte, herrschte



Else rückte mit ihrem Stuhle dicht an Fritz heran, und der legte seinen Arm um die Hüfte des Mädchens.

zwischen den Bewohnern der Kajüte das beste Einvernehmen. Die beiden jungen Leutchen sahen alles im rosigsten Licht, der Kapitän aber kratzte sich manchmal hinter den Ohren.

„Was wird die Mutter sagen, Else?“ seufzte er.

Doch Else lachte nur übermütig, und Friß Bommer meinte schmunz lud, es könne ja gar nicht fehlen mit einem so gewiegten Diplomaten, wie der Kapitän sei, zum Fürprecher.

Durch geschicktes Lavieren, besonders von seiten der Tochter, wurde die drohende Klippe auch wirklich glücklich umschifft, Else und Friß fanden auf der Verlobungsrede festen Untergrund und konnten bei guter Zeit in den sicheren Hafen der Ehe einlaufen.

Der biedere Wolmers fand Trost in der Heirat mit einer reichen Witib.

### Andres Holm.

Novelle von Harry Nitsch.

Wir sahen unter der mächtigen Dorfsinde, der knorrige und knurrige alte Holm und ich. Er konnte die „Farbenklecker“ war nicht leiden, die oft in das malerisch gelegene Dorf kamen; mich hatte er aber in sein Herz geschlossen. Ich durfte ihn sogar zeichnen, was noch keinem vor mir gelungen war. Zum Dank dafür habe ich ihn als Hauptfigur auf meinem großen Bild „Die Achtundvierziger“ verewigt, zu dem er mich angeregt hat, und das später in München die goldene Medaille bekam.

Es war eine wundervolle Maiennacht. Ringsum Werden und Blühen. Von den Feldern strich würzige Luft herein und vertrieb den Rauch unserer Stummelpfeifen.

Ein Liebespaar kam vorüber. Er hochaufgerichtet, kräftig ausschreitend und stolz im sicheren Besitz des Mädchens. Doch aus seinen Augen leuchteten seliges Glück und verhaltene Glut. Sie ging mit wiegenden Schritten neben ihm, hatte sich an seine breite Brust geschmiegt und sah mit stillem Glück zu ihm auf.

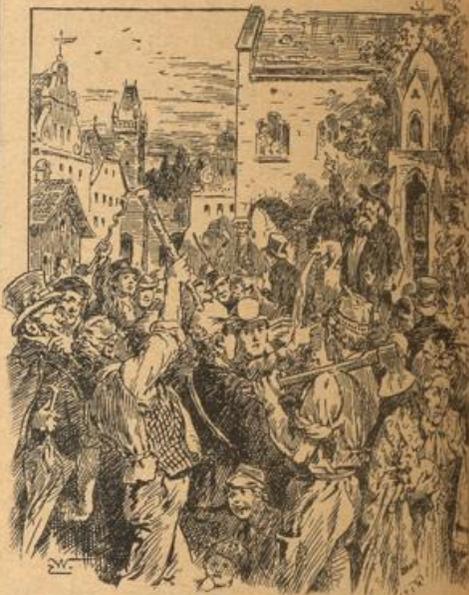
Da drang ein wehmütiger Seufzer von den här-tigen Lippen des alten Holm.

„Der Frühling! Ja, der Frühling,“ sagte er mit völlig veränderter Stimme. „Der hat's an sich und reißt einem die alten Knochen zusammen, daß sie sich dehnen und schier wieder jung werden möchten. So jung und so — glücklich wie die dort. Habt Ihr Appetit auf eine Geschichte?“ fragte er dann ganz unvermittelt. Ich nickte nur, um die Stimmung nicht zu stören. Dabei sah ich ihn verstoßen von der Seite an. Sein Gesicht hatte einen sinnenden Ausdruck, und jetzt kam mir erst voll zum Bewußtsein, was dieser alte Knurrhahn für ein bildschöner Kerl gewesen sein mußte. Doch nicht etwa „schön“ wie ein modischer Stadtfrack mit aufgebüstem Schnurrbart, sondern von natürlicher und ungekünstelter Schönheit, wie Adam im Paradies gewesen sein mochte.

Der Alte zog ein paarmal heftig an der Pfeife, dann begann er in seiner urwüchsigen Eigenart: Vor langen Jahren, als es nicht nur im damals noch ungeeinten deutschen Vaterlande, sondern überall in Europa brodelte und gärte und die Morgenröte einer neuen Zeit heraufzuziehen schien, da war mal

einer, der eine lieb hatte. Ich will ihn Andres nennen, denn sein wirklicher Name tut nichts zur Sache. Sie hieß Käthe und war so schön, lieb und anschniegend wie ihr Name.

Sie hatten sich sehr gern und wollten nie voneinander lassen. Und er? Er hätte sich lieber die Hand abgehakt, ehe er nur ihrem kleinen Finger wehe getan haben würde. So lieb war sie ihm.



Bis mein Vater öffentlich auftrat und das Volk im Sturme mit sich fortriß.

Käthe war die Tochter des Bürgermeisters, und der hatte gegen die Liebchaft nichts einzumwenden. In einem Jahr sollte die Hochzeit sein, denn Käthe war noch ein wenig zu jung.

Da begann es auch in dem kleinen Städtchen zu gären und zu brodeln. Von auswärts waren einige begeisterte Volkskredner gekommen und hatten Andres Vater, der schon immer ein Schwärmer war, völlig umgewandelt. Ihm war die Gabe der freien Rede, wie selten einem verliehen, und er verstand es, die Menge mit sich fortzureißen. Darum hatten die fremden Freiheitskämpfer ein besonderes Auge auf den Vater gehabt.

Es wurden heimlich Versammlungen abgehalten, und es fiel damals schon manch hartes Wort gegen die Tyrannen auf dem Throne und vom unterdrückten, rechtlos gemachten Volk. Doch es war alles noch ziemlich harmlos und blieb bei bloßen Worten, bis mein Vater öffentlich auftrat und das Volk im Sturme mit sich fortriß.

Der alte Holm schwieg und blickte sinnend zum sternbesäten Himmel empor. Er merkte es gar nicht, daß er nicht mehr von Andres, sondern von sich selbst und seinem Vater sprach. Er erzählte mir also seine eigene Geschichte.

Und so ging es dann unaufhaltbar weiter, bis  
 Bürgermeister eines Tags dazu kam, als mein  
 Vater auf dem Rand des Brunnens am Marktplatz  
 und den offenen Kampf gegen die Unterdrücker  
 erregte. „Reißt sie von ihren stolzen Thronen und  
 fnet ihnen die Augen mit Gewalt, wenn sie unser  
 Leid nicht sehen wollen!“ schrie er mit mächtiger  
 Stimme.

Der Bürgermeister sprang auf einen Stein und  
 in die tobende, jauchzende Menge: „Leute, seid  
 denn ganz verblendet? Das ist offene Rebellion  
 und kann euch den Kopf kosten. Wißt ihr nicht, daß  
 Militär bereits nach hier unterwegs ist und jede  
 Stunde eintreffen kann? Darum nehmt Vernunft an!“

Doch die rasant gewordene Volksmenge johlte und  
 beschrie den Bürgermeister: „Nieder mit ihm, her-  
 unter vom Stein. Er ist auch so einer, der sich  
 an unserer Arbeit mäktet.“

Sie rissen den Bürgermeister herunter, hoben meinen  
 Vater vom Brunnen und schrien: „Führe uns zum  
 Rathhaus, damit wir es stürmen und uns Waffen  
 holen. Wir wollen die Soldaten, die der feige Ver-  
 treter herbeirief, mit blutigen Köpfen nach Hause  
 schicken.“

Der Vater wurde an die Spitze des Zuges ge-  
 rückt, der sich zum Rathhaus wälzte. Der Bürger-  
 meister wurde mitgerissen.

Pöblich ertönte ein Trompetensignal, und die  
 Menge stockte. Vom Untertor her stürmte in sausen-  
 dem Galopp ein Trupp Husaren heran, die blitzenden  
 Säbel in der Faust.

Im Nu war der Mut verraucht und das Volk  
 alle Binde zerstoßen. Nur der Bürgermeister,  
 ein Vater und ich blieben einsam zurück.

„Hier ist der Rädelshörer!“ schrie der aufgeregte  
 und wüthende Bürgermeister, meine bittenden Winde  
 gar nicht beachtend. „Nehmt ihn gefangen! Mit  
 ihnen wilden Reden hat er meine friedlichen Bürger  
 erbezt.“

Als die Soldaten meinen Vater abführten, sah er  
 mich noch einmal scharf in die Augen und zischelte  
 mir eindringlich zu: „Übernimm du mein Amt. Die  
 Freiheit muß uns werden. Führe du das Volk und  
 leite mich!“

Dann schrie er laut und voller Begeisterung: „Es  
 gebe die Freiheit! Nieder mit den Tyrannen!“

Ein Soldat schlug ihm mit der Faust auf den  
 Mund. Mit blutenden Lippen raunte er mir noch-  
 mals zu: „Sehe mein Werk fort, sonst komme mein  
 Blut über dich.“

Ich kämpfte einen schweren Kampf, als der Vater  
 nicht war. Doch von allen Seiten drang man in  
 mich ein: Du mußt unser Führer sein! Dir werden  
 wir, wie deinem Vater, willig folgen! Käthe sah ich  
 in diesen Tagen nicht. Ihr Vater hielt sie in strengem  
 Bewachsam. Sonst wäre vielleicht alles, alles anders  
 geworden. Das Wort eines geliebten Weibes wirkt  
 Wunder. Aber so fraßen Gram um den Vater,  
 Hohn, Haß und die Liebe zur Freiheit des Bürger-  
 thums an mir und wandelten mein Innerstes um.

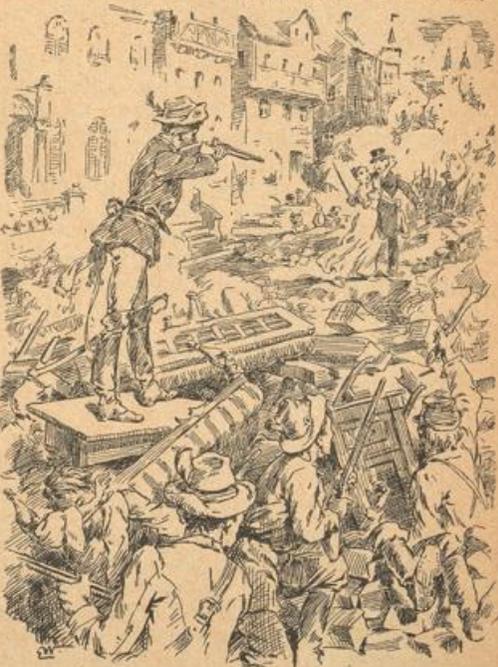
Die Liebe schwieg. Und in den Tagen, die nun  
 kamen, vergaß ich Käthe beinahe.

Ich fing es klüger an als mein Vater; ich schürte  
 das verborgene lodrende Feuer nur im geheimen.  
 Als alles ruhig blieb, zogen die Husaren wieder ab.  
 Sie hatten anderwärts viel zu tun, denn überall  
 empörte sich das Volk.

Dann kam der Tag, an dem die Welle über mir  
 zusammenschlug, da ich das Volk nicht mehr bändigen  
 konnte. Es stürmte das Rathhaus, holte sich Waffen  
 und baute Barrikaden, denn das Militär war  
 wieder in der Nähe.

Es kam die Stunde, da wir uns auf den Barri-  
 kaden mit den Flinten in der Faust gegenüberstanden:  
 die dem Bürgermeister, also der Regierung, Treu-  
 gebliebenen, die er organisiert hatte, und wir Revo-  
 lutionäre.

Drüben stand der Bürgermeister und forderte uns  
 zur Niederlegung der Waffen auf. Ich lachte ihn  
 aus, und das Volk johlte. Da schrie er wüthend  
 herüber: „Und daß du's weißt: Mit Käthe ist es  
 aus! Einem Revolutionär, einem Rebellenführer



Ich legte die Flinte an die Wache.

gebe ich meine Tochter nie! nie! nie! das schwöre  
 ich bei unserem Heiland.“

Ich zuckte zusammen. Zum erstenmal in diesen  
 stürmischen Tagen kam meinem jungen, heißen Blut  
 die Besinnung wieder. Doch schnell ging alles von  
 neuem im Geschrei und Toben der Menge unter.  
 „Gib ihm eins auf sein freches Maul!“ rief es um  
 mich her. „Wenn er für immer still ist, kann er  
 dir sein Mädels nicht verweigern!“

In meinen Ohren sauste es, und Blut sprang mir aus den Augen. Wo ich hinblickte, sah ich Blut.

Ich legte die Flinte an die Wacke. Da tauchte drüben eine schlanke Gestalt auf; weiß der Teufel, welcher Unglückswind sie daherwehte. Sie warf sich vor den Alten und rief flehend: „Schieße nicht! Schone meinen Vater!“

Doch es war zu spät. Die Büchse knallte, und der Alte drüben wankte. Doch er wankte nicht von meinem Schuß, sondern weil Käthe sich im Fallen an ihn geklammert hatte. Meine Kugel war ihr mitten durchs Herz gegangen.

Um mich drehte sich die ganze Welt. Ich hob die Flinte noch einmal gegen meine eigene Brust. Doch die Kameraden schlugen sie mir aus der Hand.

Da schrie ich wild und verzweifelt auf: „Das habe ich ja nicht gewollt! Das habe ich doch nicht gewollt!“ Ich war von Sinnen, und ännlos stürzte ich davon. Keiner wagte es, mich zu halten, denn ich soll furchtbar ausgesehen haben. Ich lief dem heranrückenden Militär direkt in die Arme.

Die Richter verurteilten mich zu lebenslänglichem Kerker. Ich bat sie flehentlich um eine Kugel, umsonst. Sie wollten mich wohl quälen.

Nach vier Jahren kam ich auf Festung, und nach neun Jahren wurde ich ganz begnadigt. Mein erster Gang war an Käthes Grab. Es war ein Frühlingstag wie heute. Überall Blüten, Wachsen und Werden. Nur sie lag still unter Blumen.

Der Alte schwieg. Die Peise war ihm aus der Hand gerunten und fiel zu Boden. Er merkte es nicht. Seine Augen sahen in unbekannte Fernen.

Meine Hand schlich sich langsam in seine harte, schwielige; ich fühlte seinen stillen Gegendruck.

Dann stand er auf und sagte wie sonst: „Es ist spät geworden, wir wollen schlafen gehen.“

Ihm wurde es ein langer Schlaf. Ein Herzschlag setzte seinem verfehlten Leben ein sanftes Ziel. Nun ist er bei seiner Käthe.

### Russisch.

Von Franz Woas-Biesbaden.

Zu der Zeit, als Fürst Bismarck noch ein einfacher „Herr von Bismarck“ und preußischer Gesandter in St. Petersburg war, ging er dort durch die kaiserlichen Parke spazieren, und hier stieß er von ungefähr auf einen Posten, einen baumlangen Gardisten der Schloßwache, der, bis an die Zähne bewaffnet, ernst und würdig in einem der breiten, wohlgepflegten Wege auf und ab schritt.

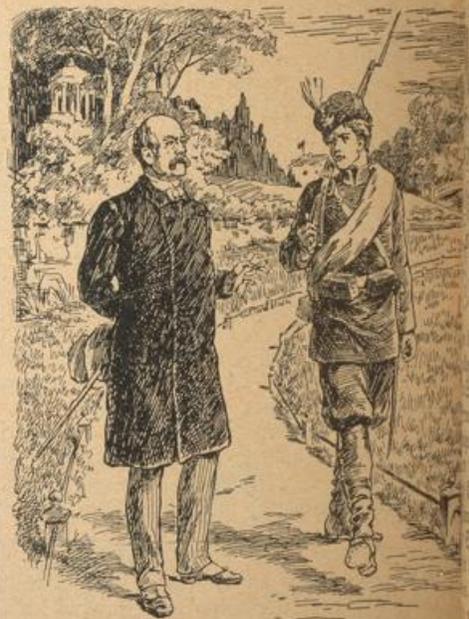
„Was hast du hier zu bewachen, mein Sohn?“ fragte Herr von Bismarck den Mann.

Der Soldat schüttelte den Kopf; er wußte nichts, wußte wirklich nichts; aber weiter schritt er aufmerksam den Weg auf und ab.

Herr von Bismarck interessierte sich für den Fall; er suchte der Sache auf den Grund zu gehen, und in seiner bekannten Tatkraft und Ausdauer auch in kleinen Dingen ruhte er nicht eher, als bis er sie

heraus hatte. So hing alles zusammen: Die verstorbene Kaiserin war hier an dieser selben Parkallee einmal spazieren gegangen, und da hatte sie in der Wiese etliche Himmelschlüsselchen gefunden, wie sie seit den Zeiten ihrer Kindheit sie nicht wieder im Gesicht bekommen; es waren ihre Lieblingsblumen. Voller Freude pflückte sie die Blumen und brachte sie nach dem Schloß, wo sie freudestrahlend ihren Gemahl davon erzählte. Dieser, als galanter junger Chemann, erteilte dem Kommandeur der Schloßwache sofort den Befehl, daß an die betreffende Stelle an der Wiese ein Posten gestellt werde, damit nur niemand von den Blumen pflücke, den Lieblingsblumen der Kaiserin!

So geschah es, und dabei blieb es. Jahre lang wurde der Posten weiter gestellt. Die Kaiserin starb, der Kaiser wurde ermordet, ganz andere



„Was hast du hier zu bewachen, mein Sohn?“ fragte Herr v. Bismarck

Schloßwachkommandanten kommandierten, ganze Geschlechter sanken ins Grab, — aber der Posten an der Wiese wurde immer noch gestellt. Zuerst hat niemand gewagt einen Antrag zu stellen, daß der Posten eingezogen würde. Weiter aber war es verjessen worden, schließlich wußte niemand mehr drin jeder glaubte, es müßte so sein, der Posten müsse einmal da stehen; es würde das schon seine Gründe haben — bis Bismarck in seiner aufrichtigen barocke Art diese Geschichte der neuen Kaiserin einmal beim Tee erzählte.

Alles lachte darüber; aber — der Posten blieb wo er war; er wird wohl heute noch dastehen, gerade und doch nicht wissen, was er eigentlich für einen Zweck hat. Russisch, echt russisch!

## Von unseren Brüdern im Ausland.

Eine Standrede.



Als der Hinkende wieder einmal beim Löwenwirt Einkehr hielt, sahen der Peter Frits, den sie scherzweise den Doktor nennen, der Herr Schullehrer und die übrige Genossenschaft um eine verbeulte Sparbüchse herum. Die gab, als der unterste am Stammtisch sie kräftig schüttelte, den Klang von vielen Nickel- und Silbermünzen von sich und die Männer blickten ihr Besitztum vergnüglich an.

Die brave Regelbrüder zu tun pflegen, hatte ein jeder seinen Spielgewinn in diese Verwahrung getan und das Gemeingut sollte in einer fröhlichen Unternehmung angelegt werden. Da wurde eifrig Rats geschlagen am Stammtisch im Löwen, aber die sonst einmütige Versammlung war in zwei Lager gespalten. Denn des Peter Frits Anhang entschied für ein großes Schinken- und Spargelessen (es war erst die Zeit danach) nebst ausgiebigem Umtrunk an Egerwein. Die andere Partei von gleicher Stammstärke versprach sich große Dinge von einer Dampferfahrt auf dem Oberrhein von Basel bis zur schönen Stadt Breisach, wo man im Salmen auch nicht übel aufgehoben wäre. Schließlich sollte der Hinkende als Unparteiischer entscheiden, was zu tun sei. Der Hinkende bestellte sich erst einen Schoppen und wog die Spielbüchse in seiner Hand, dann wie einer, der eine fette Gans lupft, zu sehen, ob Schlachtenszeit sei. „Sie ist reif,“ sagte der Hinkende, meinte aber natürlich die Sparbüchse, und es ließe sich Treffliches anstellen, wenn Ihr wolltet. Eine Lustbarkeit mag jeglichem gegönnt sein, aber es ist nichts Bleibendes.“

„Etwas Bleibendes?“ warf der Peter Frits ein, dazu mücht' es wohl nicht reichen. Oder der Hinkende spielt auf das Lahrer Reichswaisenhaus an!“

„Peter Frits,“ entgegnete der Hinkende, „da habt Ihr nicht Euern schlechtesten Gedanken gehabt. Ihr

seid auf der rechten Fährte. Das da (und er deutete auf die blecherne Büchse) ist Spielgeld und da heißt es leicht: wie gewonnen, so zerronnen. Hilft es aber zu gutem Werk, so wird der Hinkende auch Euere Regelspiel nicht schelten, obschon er von Euern Spielen kein Freund ist, sie mögen heißen, wie sie wollen.“

Der Peter Frits und sein Anhang winkten verdrossen ab. Keiner hat es gern, wenn er schon ein duftend Gericht vor sich auf der Platte sieht und es zieht's ihm einer unter der Gabel weg. Es entstand eine Pause, bis der Lehrer sagte: „Hat uns der Hinkende immer zum Besten geraten, so wollen wir ihn auch heute mit Aufmerksamkeit hören. Was gilt's, es kommt wieder ein lehrreich' Item zu Tag!“

Der Hinkende warf dem Schulmann einen hellen Blick zu. Dann zu den Männern: „Wozu dachtet Ihr, daß solch ein Regelspiel eigentlich nützlich wäre?“

Da warf der Peter Frits sich gleich zum Verteidiger der angezweifelte Sache auf: „Ei, ich dächte, es fördert den Blutumlauf, vertreibt böse Grillen und verlängert somit das menschliche Leben. Es ist, um mich wissenschaftlich auszudrücken, hygienisch.“

Der Hinkende blies ein Rauchwölkchen aus seiner langen Pfeife. „Daselbe läßt sich vom Holzspalten auch sagen, oder von einem tüchtigen Marsch in Gottes freier Luft. Aber wie wär's, wenn die Dinge, womit Ihr die Leere der Zeit füllt, eine höhere Rechtfertigung erhielten? wenn wir Euere Regelspiel ein wohlthätiges Aussehen gäben?“

Die Stammtischler sahen den Hinkenden erst verständnislos an; dann ward er gebeten, deutlicher zu werden. Der Hinkende lehnte sich in seinem Stuhl weit zurück: „Haben wir schon einmal von den Deutschen im Ausland miteinander gesprochen?“

Es war ein Kopfschütteln am ganzen Stammtisch, aber der Peter Frits, der immer was Dummes sagt, wenn er recht geschickt sein will, meinte wegwerfend: „Eigentlich, was gehen uns die Vorläufer an? Haben wir nicht im Reich der Sorgen genug?“

„Peter Frits,“ fiel ihm der Hinkende ins Wort, „Ihr redet wie selbiger Bürgermeister im Odenwald, als der Lehrer seines Dorfs eine Landkarte von Europa wollte angeschafft haben. »Was sind das für neue Moden,« sagte der Bürgermeister, »eine Landkarte von Europa? Wann käm' eins von unserem Dorf einmal nach Europa?« So gewiß dieser Odenwald ein Stück von Europa ist, wenn auch nur ein ganz winziges, so gewiß sind wir alle, wie wir dasiken, ein Stück deutschen Volkstums, von dem heut die Rede sein soll. Und so geschickt ist auch der Peter Frits, daß er weiß, dieses Deutschtum hört nicht an den Landesgrenzen auf. Da sind z. B. die Schweizer, ein braves, fleißiges Volk, dem Reich seit mehreren Jahrhunderten abgefordert, aber durch viele Beziehungen uns verknüpft. Sie wohnen heute in zweiundzwanzig Einzelstaaten, Kantone geheißten, friedlich zusammen; von diesen Kantonen

aber sind fünfzehn rein deutsch. Wir wollen auf die Schweiz  $3\frac{1}{2}$  Millionen Seelen rechnen. Von dieser Gesamtbevölkerung reden annähernd  $2\frac{1}{2}$  Millionen eine Sprache, die unserm Alemannischen verwandt ist, und unser Herr Lehrer als ein Geschwindrechner soll uns sagen, wieviel Deutsche auf das Hundert Eidgenossen zu zählen sind.“

Die Fingerspitzen des Angeredeten machten auf der Tischplatte eine Bewegung, als ob sie schreiben wollten. Dann sagte der Lehrer flott heraus: „Es kommen, rund gerechnet, auf hundert Eidgenossen siebzig Deutsche.“

„Noch größere Zahlen,“ so fuhr der Hinkende fort, „liefert uns das stammverwandte Österreich, das einmal mit unserem heutigen Deutschland ein großes Kaiserreich bildete, das weiland Heilige Römische, das aber vor lauter Unheiligkeit im Jahre 1806 elendiglich in Trümmer ging. Die Mutter Austria zählt etwa achtmal soviel Landeskinde als die Helvetia, nämlich 28 Millionen. Davon sind etwa 10 Millionen unseres Stamms und Bluts. Der Wiener, der Steiermärker, der Tiroler sind unsere Brüder so gut als ein Deutschschweizer. Wir können es diesen Völkern gar nicht genug danken, daß sie deutsche Art und Gesittung treulich pflegen, obwohl sie darum von übermütigen Fremdvölkern vieles zu leiden haben. Denn die übrigen Österreicher, als da sind Tschechen, Slowaken, Slowenen, Polen, Lateiner, gönnen den deutschen Bürgern weder Herd noch Scholle, weder Braten noch Fisch, und es ist all ihr Sinnen und Trachten, wie sie in Gemeinde und Staat allein herrschen könnten.“

„Wo nun die Deutschen in großer Masse beisammen wohnen, da mögen sie des bösen Ansturms sich ohne Hilfe erwehren. Aber es gibt Grenzposten gegen das Tschechische im Norden oder das Italienerium im Süden, wo unsern Brüdern immer übleres geschieht von übermächtigen Nachbarn, wo deutsche Schule und deutsche Kirche versempt sind, keine deutsche Zeitung soll gehalten, kein Lied des Mutterlands soll gesungen, ja nicht einmal deutsch soll gepfiffen werden. Wie oft ist es darüber zu blutigen Händeln gekommen und die hohe Obrigkeit ging hin und wusch sich die Hände, wie Pilatus, der Landpfleger, getan. Es ist viel, wenn sie — wie zu Schönau in Krain vorgekommen — die deutschen Kindlein auf dem Schulgang durch Gendarmen vor Angriffen des Böbels schützen lassen. Denn in Wien, wo die Regierenden sitzen, darf man es mit den Slawen nicht verderben. In Südtirol, im Fersental, gibt es eine Gemeinde mit Namen Eicheit. Seit anderthalb Jahrtausenden wird dort nur deutsch gesprochen. Was tut vor zwei oder drei Jahren der geistliche Oberhirt von Trient? Er befiehlt, daß zu Eicheit abwechselnd deutsch und italienisch müsse gepredigt werden. So betreiben dort einfluhrreiche Stellen die Verwelschung deutschen Gebiets. Aber es gibt auch Seelsorger, die dem Deutschthum durch Wort und Handlung Beistand leisten. Wie wär's, wenn wir ihnen einen Schluck dieses trefflichen Elfers weiheten?“

Die Gaststube im Löwen widerhallte von Glockenklang. Darauf setzte der Hinkende seine Pfeife wie in Brand, die ihm während der langen Rede abgegangen war, und fuhr fort: „Ähnlich wie in Alpenländern liegen die Dinge in Böhmen. Deutsche viele Jahrzehntelang ungestört beisammen wohnten, da rißten sich auf einmal die Tschechen ein, erst paarweis, dann in wachsender Zahl. Es ein deutsches Grundstück zum Verkauf, so wissen immer eine Zwischenhand, um dieses Bodens halbes zu werden. Haben die Deutschen von müßig ersparten Geldern oder mit der Hilfe aus dem Reich ein Vereinshaus gebaut, flugs stellt der Tscheche eine »Beseda« daneben. Kaum entstand deutsche Vorschuß- und Sparkasse, so ist auch »Zalosna« da. Fühlen die Tschechen sich genug — sofort verlangen sie Sitze auf Rathhaus, am Richtertisch, in der Kirchenverwaltung. Ihre Zahl wird an vielen Orten durch Überläufer verstärkt. Denn — Gott sei's gegn — es gibt Deutsche, die um eines kleinen Vorteils willen, manchmal um ein Freibier, ihren Ueppigkeit verleugnen: Diensthofen, Arbeiter, Schreiber, Beamte. Es möchte uns leicht des Löwen Eifer sauer werden, wenn wir mehr von solchen Bitterkeiten sprächen, und es stünde zum Verzweifeln nicht auch im Böhmerland ein tüchtiger Mann dem Andrang und der Umschmeichelung slawischer Wesens.“

Der Peter Friß tat einen zornigen Zug aus sein Glas, das ihm der Löwenwirt frisch gefüllt hatte. „Die Slowaken und Kroaten, das sind doch dieselben die als Schirm- und Kesselflicker auf unseren Straßen umeinanderziehn und auf welche Volkseigenen Gendarmerie ein besonder Aug' haben müssen? — einer von den Slawischen gefunden wird, sollte man ihn auf der Stelle totschlagen!“

Der Hinkende wehrte mit dem Zeigefinger. „Das Muttergottesmollen liegt Euch Walbieren im Handwerk, ich weiß. Dem Peter Friß ist es schwerlich an der Wiege gesungen worden, daß der Weltgeschichte vorgreifen soll. Auch die slawischen Völker haben ein Recht zum Dasein und es ist ihnen nicht an guten Eigenschaften. Was sie unsern Feinden macht, ist ihre Unverträglichkeit, daß gegen die Wurzeln abendländischer Kultur. Darum wird einmal zwischen Deutschthum und Slawenwesen eine große Abrechnung sein müssen. Bis dahin tun uns wohl allen, wie wir das die Zähne nimmer weh; doch jeglicher kann Teil mithelfen, daß die Deutschen in den Donauländern für die Stunde der Entscheidung gerüstet sind. Es soll davon noch die Rede sein. Das das Item kommt allemal am Schluß, wie das Am nach der Predigt.“

„Hinkender,“ sagte der Vertreter des Lehrstamms am Stammtisch, „versteh' ich die Dinge recht, gibt im einstigen Rassenkrieg nicht die Stärke die Faust, sondern die geistige Übermacht den Ausschlag. Und besitzt das Deutschthum nicht Volkshafte“

überlegener Bildung und starkem Selbsterhaltungstrieb bis tief hinein nach Ungarn?“

„So ist's,“ versetzte der Hintende, und er war auf die Frage gefaßt gewesen. „Vor mehr als siebenhundert Jahren geschah es, daß Bauern aus dem deutschen Westen, vom Ruf eines fremden Fürsten angelockt, fast bis an die Grenze des Abendlands zogen und in einem Gebirg, so man die Südkarpaten nennt, sich festhaft machten. Ihre Tatkraft und Geschicklichkeit verwandelte Ödnisse in lachende Weizen- und Roggenfelder, zwang widerpenstigem Erdreich die Kultur des Weins und des Hopfens auf. Ihre Lebensform und Sinnesbetätigung gab einer Umgebung von Halbwilden das Beispiel edlerer Besitzung. Ihre Werkstätten zauberten kostbare Stoffe und kunstreiches Gerät hervor. Ihre Wohnsitze und Gotteshäuser, viele wie Burgen anzusehen, standen da als Zeugen selbstbewußter Kraft und mutigen Kampfgeistes. Weil es der ganz großen Burgstädte umächst sieben waren, soll danach das Land seinen deutschen Namen haben: Siebenbürgen. Doch will es der Hintende den Gelehrten überlassen haben, ob die Deutung richtig ist. Auch darüber mögen sich die Alleswisse streiten, warum die Einwanderer

derjenige von ihnen, der einen Adelstitel annahm, des Anspruchs auf öffentliche Ämter verlustig ging, weil vor Gott alle adlig sind.“ Welch ein trotziges Geschlecht, diese deutschen Sprach- und Geisteshüter im fernen Ungarn! Ihre Geschichte ist ein Heldentbuch, denn so furchtbare Stürme auch über dies Volk dahinbrausten, es stand trotz Türkenkriegen und Herrenfehden, trotz Erwerbsnot und Glaubensbedrängnis wie ein granitner Fels. Und so stehen die Siebenbürger Sachsen heut' noch. Es mögen ihrer jetzt etwa 233000 sein, so daß sie also nicht ganz ein Zehntel der über ganz Ungarn verstreuten Deutschen ausmachen. Den ursprünglichen Einwanderern folgte in späteren Jahrhunderten frisches Blut zu. Und namentlich in jenen Tagen, da der große Volkskaiser Joseph II. regierte, kamen Kolonisten vom Bodensee und vom herrlichen Breisgau, aus der Pfalz und aus Hessen und es entstand ein zweites »Schwaben« im Süden von Ungarn. In der Verteidigung deutschen Kulturbodens gegen Magyaren und Rumänen oder Walachen standen immer die Siebenbürger Sachsen voran. Ihr Wahlspruch heißt: lieber deutsch sterben als magyarisch verderben!

„Ihre Ehezwieglein (so heißen dort die deutschen Kinder) übernehmen vom Vorfahr Name und Gesinnung samt dem evangelischen Glauben, den die Väter vor vielen Zeitaltern unter ihnen aufgerichtet haben. Ebenso treulich wird die Mundart der Alten bewahrt, die burzenländische oder die schäßburgische. Wenn einer vom deutschen Niederhein oder aus Mittelfranken nach Hermannstadt oder Kronstadt kommt, so ist er da wie zu Haus; und sein Gastgeber, ein Herr Schulze, Lehmann oder Müller, wenn er ihm zum Gänsebraten und Siebenbürgerkraut einen Bistriker Wein einschenkt, sagt treuherzig: »Wohl bekomm's!« oder »Segen's Gott!« wie auch unser Löwenwirt zu tun pflegt, wenn er nicht just seine Grillen hat. Gar vieles wäre noch von der Sachsen Heimwesen, von ihren Familienzünften und Dorfsverbänden zu reden. Ihr findet alles wohl aufgezeichnet in einem Schriftlein des leider verstorbenen Deutschkämpfers Karl Pröll. Das Schriftlein selber heißt »Vergessene deutsche Brüder,« hat in Reclams Bucherei die Nummer 2308 und kann in jedem Buchladen gekauft werden um zwanzig Pfennige.“

Der Herr Lehrer schrieb sich Zahlen und Namen fürsorglich auf, und der Hintende hatte Zeit, eine Erholungspause zu machen.

„Hintender,“ nahm der Lehrer dann das Wort, denn er war ein Mann mit lebhafter Vorstellungs-gabe, „wißt Ihr, womit ich diese Auslandszüge unserer Deutschen vergleichen möchte? Mit Flug-samen, der, vom Mutterboden weit fortgeweht, zwischen Geitrüpp und Fels eines fremden Lands als blühender Garten wieder zum Vorschein kommt. In der Pflanzenlehre nennt man solche Einwanderer die Ankömmlinge und sie bewahren inmitten fremder Umgebung ihre Spannkraft um so länger, je fester sie sich zu Verbänden zusammenschließen.“



Sächsisches Brautpaar in Heldendorf (Siebenbürgen).

gerade Sachsen genannt wurden, wiewohl die meisten vom Niederhein oder von der Mosel stammten. Ein ungarischer König gab ihnen eigenes Recht und Ge-richt neben andern Freiheiten; aber so sehr fühlte sich dieses Volk als ein Stamm von Bauern, daß

„So gibt also die Natur den von der Heimat versprengten Deutschen selber die Lehre. Aber,“ fuhr der Hintende fort, „es ist nicht immer darnach verfahren worden. Kommt der Unsern einer in die Fremde, so ist es häufig seine erste Sorge, wie er in Sprache, Gebaren und Kleidung ja seiner Umgebung zum Verwecheln ähnlich werden könnte. Kein



Bäuerinnen aus Groß-Scheuern im Kirchenbezirk (Siebenbürgisch-sächsische Volkstrachten).

Volk nimmt so leicht die Eigentümlichkeiten anderer Nationen an wie das deutsche, als hätte es von vornherein den Charakter der Allgemeinheit an sich getragen. Hunderttausende haben sich leichten Herzens dem Fremdwesen angeschlossen, bis sie ihr Deutschtum ganz und gar weggegeben hatten. Mancher verfiel dadurch in Unrast und Ziellosigkeit, gleich dem Märchenmann Peter Schlemihl, da er seinen Schatten verloren hatte. Andere sind durch Mißhelligkeit im eigenen Lager, durch Not oder Verführung des Goldes dem Fremdwesen ausgeliefert worden. Ich will nur an Mister William Smith erinnern haben, der im vorigen Jahr mit zwei blonden Knäblein in den »Löwen« geschneit kommt, wie gerade der erste Neue aus der Kelter läuft. Eine Wochenlänge haben sie da gewohnt und niemand hat gehört, daß ein einziges Mal vom Vater mit den Buben war' deutsch geredet worden. Sie heißen James und John, denn Jakob und Hannes sind keine Namen für die Herren Söhne eines Millionärs, der über ein Heer von Arbeitern besteht und Schiffe auf dem großen Teich schwimmen läßt. Schenke der Löwenwirt dem John

oder James einen Apfel, so bekam er ein kaltes Sänt-ju zu hören, was ein Dankshön bedeuten soll. Nun ist aber des William Smith Großvater unser Landsmann gewesen, der Uhrenschmidt, von dem im Ort noch allerhand tolle Geschichten gehn. Er war ein aufgeweckter, aber heißer Kopf, ein Revolutionär, der nachher mit dem Hederfritz und andern Acht- undvierzigern ins gelobte Land Amerika ging, wo er durch die Heirat mit einer deutschen Farmerstochter sein Glück machte. Der Uhrenschmidt, ich weiß es aus Briefen, war unter den vielen Deutschen die mit dem Heder zusammen für die amerikanische Freiheit kämpften, und als guter Deutscher ist er gestorben. Sein Nachfahr, ein Reichgeborener, aber schon weniger deutsch als der Vater aus dem Schwarzwald, nahm eine wohlhabende Amerikanerin zur Frau die so wenig deutsch konnte als der Hintende Türkstanisch, und als ihr Ältester zur Welt kam, mußte er William heißen, und der Präsident der Vereinigten Staaten, Herr Wilson, ist kein besserer Amerikaner als unser Mister William Smith mit seinen beiden Buben, an denen Ihr vom Kopf bis zu den Fußgelenken vollends kein deutsches Aderle entdecken könntet. Da leuchtende Gegenstände bilden all jene Stammesgenossen die zwar brave Bürger ihrer neuen Heimat geworden sind, aber mit Boden und Staatszugehörigkeit nicht auch den Sinn der Väter und Großväter vertauscht haben. Seit der wackere Franz Daniel Pastorin mit dreizehn Knecht der Tuchmachersfamilien in Philadelphia landete, also seit zweihundertunddreißig Jahren läuft eine Geisterbrücke über den Ocean von der Neuen Welt zum Volke der Deutschen. Vieles verdanken uns die Amerikaner, denen wir Kriegshelden wie den General Steuben und Staatsmänner von Schlage des rheinischen Gastwirtssohnes Karl Schurz geschenkt haben, von Scharen tüchtiger Wirtschaften nicht zu reden.“

„Umgekehrt,“ sagte der Lehrer, „sind wir den Amerikanern Erkenntlichkeit schuldig; denn haben sie nicht deutsche Kraft und deutschem Wagenut, deutschem Geistes- und Bildungsweesen neue Wirkungsfelder eröffnet? Ist nicht durch sie der Unternehmungsinn in der alten Heimat angespornt worden, so daß heute niemand mehr, wie vor hundert Jahren, von einem Reichsphilister reden darf?“

Der Hintende bestätigte durch ein Nicken des weißen Hauptes: „Sie sind in der Neuen Welt aufeinander angewiesen, die Deutschen und die Amerikaner. Es speisen gleichsam am selben Tisch. Als ein Zeugnis alter Zusammengehörigkeit steht zu New York das Denkmal des großen Karl Schurz, dem das Deutschtum im fernen Westen so viel verdankt und den auch durch uns ein freundliches Gedenken bewahrt sei!“

Wieder gab es ein helles Zusammenklappen der Gläser, und der Peter Fritz, am Gegenstand des Gesprächs warm geworden, sagte: „Weiß Gott, Hintender! das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß das Deutschtum im Ausland, wie Ihr es nennt, eine solche ernste Angelegenheit aller Deutschen wäre. Da sollte unsereiner allerdings so gut Bescheid wissen

als unter seinen Rasiermessern, Seifenschüsseln und Haarfärbemitteln.“

Der Hinkende lächelte: „Ausklärung tut freilich not und vielleicht läßt sich Meister Pestalozzi (damit meinte er den Herrn Lehrer) einmal herbei, einen Vortrag über die Auslandsdeutschen zu halten. Es muß aber mit Lichtbildern sein, denn wenn Ihr heutzutage nicht mit dem Verstandestasten das Aug' beschäftigt, bleiben Euch die Leute weg. Einige Zahlen sollten dabei nicht fehlen. Es ist ausgerechnet, daß auf unserm Planeten über 90 Millionen Deutsche wohnen. Davon leben aber nur zwei Drittel im Staate Bismarcks, die übrigen, also dreißig Millionen,

haben ihre Wohnstätte außerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs. Viele haben schon vor Menschengeschlechtern auf fremdem Boden Wurzeln gesaßt.

Unter der Zarin Katharina gingen Auswandererzüge in die russischen Ostseeländer. Andere trugen ihren



Das Carl Schurz-Denkmal zu Newyork.

Fleiß und Unternehmungsgeist nach der Nordküste des Schwarzen Meers oder wurden an den Hängen des Kaukasus oder am Unterlauf der Wolga heimisch. Es waren Bauern, Kleinkaufleute und Handwerker, aber auch Geistliche und Lehrer, die treue Arbeiter sein wollten in Weinberg des deutschen Volkstums. Als in den Bürgerhäusern der fernen Stammlande das Konterfei des großen Bonaparte sich breit machte, gingen sie das Bild Luthers oder des Alten Fritz an ihren Wänden auf. Ihre Enkel aber blieben trotz aller Daseinserschwerung unser durch Gesinnung und Blut, und man kann ihnen leicht anmerken, ob die Wiege der Ahnen in der weinfröhlichen Pfalz oder im herberen Schwarzwald gestanden. Ein deutscher

Vorposten mitten im Ruffentum heißt Sarepta, doch darf der Ort nicht mit jenem verwechselt werden, woher selbige Witzib mit dem biblischen Ölkrüglein stammte. Andere geschlossene Niederlassungen von Deutschen neben vielen Splitterbildungen sind Karlsruhe und Heidelberg, beide vor mehr als hundert Jahren gegründet und ausgezeichnet durch beträchtliches Gewerbe- und Bildungswejen.

Gehen wir tief nach Asien hinein, so ist es ähnlich. Amerika beherbergt etwa elf Millionen unserer Landsleute, darunter im Süden die Ansiedler von Brasilien, Argentinien, Chile und Bolivien, echte Germanensprossen, rührige Handwerker, Ackerbauer und Viehzüchter. Im schwarzen Erdteil sitzen zwischen Engländern und Buren, unter Kaffern und Buschmännern, eine halbe Million der Unsern, und wenn der Peter Fritz den Ausflug nach Südafrika, den er uns in übermütiger Weinlaune einmal versprochen, wirklich macht, so kann er die Stelle finden, wo die Wegweiser nebeneinander nach Hamburg, Hannover, Potsdam und Wiesbaden deuten, und der Peter Fritz wird in Verlegenheit kommen, weil er nicht weiß, daß in Südafrika die kleinen deutschen Dörfer häufig nach den Großstädten im Reich getauft sind. Auch auf dem kleinsten Erdteil unseres Planeten, genannt Australien, gräbt der deutsche Pflug seine Furchen, seit märkische, pommersche und schlesische Bauern, als unbengsame Altlutheraner, um ihres Glaubens willen dorthin auswanderten und sich zunächst an einem Berg ansiedelten, den sie den Kaiserstuhl nannten und mit trefflichen deutschen Reben bepflanzten. Natürlich sind auch im Heiligen Lande Musteriedelungen von Deutschen, und auf dem Berge Karmel — der Bibelleser kennt ihn von den Wundern des Elias — haben Nachkommen der schwäbischen Templer ein Denkmal errichtet zur Erinnerung an den Besuch unseres Kaiserpaars im Jahre 1898. Und also dürfen wir sagen, das Deutschtum sei ein Lebensbaum, dessen Zweige den ganzen Erdball umfassen und den wir wollen schützen helfen, jeglicher nach seinen Kräften!“

„Aha!“ lachte der Peter Fritz und machte ein Gesicht, als hätte er die Geschtheit mit Suppenlöffeln gegessen, „jetzt kommt das Item.“

„Diesmal habt Ihr's erraten, Peter Fritz. Und wir wollen nach der langen Predigt gleich aufs Amen zusteuern. Wenn im Dorf ein Brand ausbricht oder der Bach über die Ufer läuft, dünkt es Euch nicht Menschenpflicht, dem Nachbar helfend beizuspringen? Aber was habt Ihr bisher für Cure Stammesgenossen im Ausland getan?“

Der Balbierer kratzte sich verlegen hinterm Ohr: „Man denkt halt, das wär' Sache des Reichs!“

„Wohl uns, daß wir eines haben, daß der deutsche Name nicht mehr der Spott der Fremdvölker ist, daß der deutsche Michel anno 70/71 zur Abwechslung einmal für ein eigenes Reich sein Blut hingab, statt für einen Staatenbund der Neufrakten oder der Amerikaner. Nun stehen hinter den Auslandsdeutschen die Sachwalter des Reichs, Konsulin geheizen. Oder

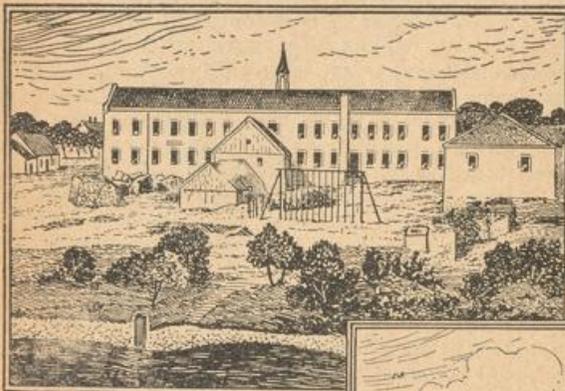
noch besser! wenn unsern Landsleuten im fernen Osten oder Westen ein Haar soll gekrümmt werden, so sind unsere Kanonenboote und unsere blauen Jungens da. Aber, Peter Fritz, das enthebt uns nicht der Verantwortung für das Wohlergehen derer, die weit draußen in der Vereinzelung einen harten Kampf für ihr Deutschtum kämpfen. Drum wollen wir das Unsrige tun und gleich auf der Stelle."

"Hinfender," fing der Peter Fritz wieder an, "Ich wette, Ihr wollt einen Verein gründen!"

"Falsch geraten, Peter Fritz, der Verein ist schon da. Vor mehr als dreißig Jahren, im August 1881,

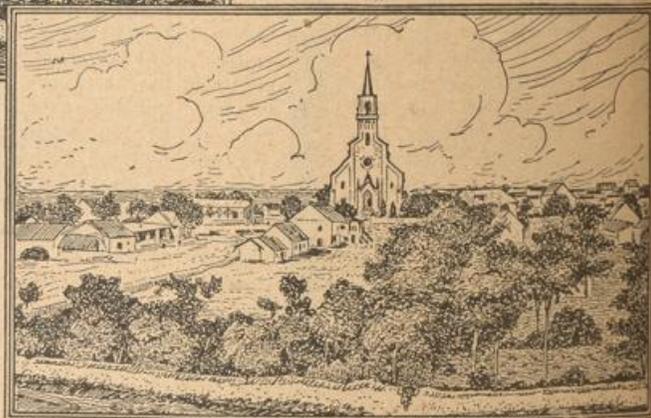
zeug bester Erfindung an deutsche Werkstätten nahe dem brasilianischen Urwald. Wenn arme Kindern in Palästina Weihnacht feiern, so ist für jedes ein Geschenk von dem großen Verein in der Heimat da. Und der Verein fragt nicht lange, ob einer auf den Papst oder den Luther schwört. Vor etlichen Jahren sucht ein furchtbares Hochwasser die Musterkolonie Blumenau in Brasilien heim. Was tut der Verein? Er läßt durch den Fernschreiber, zu deutsch Telegraph 20 000 Mark für die Notleidenden anweisen. Allein im Jahre 1912 sind an das Ausland 227 000 Mark gegeben worden, das meiste, nämlich 52 000 Mark,

dem kämpfenden Deutschtum in den Sudetenländern Böhmen, Mähren und Schlesien. Das kann der Verein aber nur, wenn er große Mittel hat. Nun sollte man denken ein solcher Schutz- und Trutzverband müsse Hunderttausende von Mitgliedern zählen. Es sind aber nur etwa 52 000. Der Verein ist also auf Stiftungen angewiesen, die ihm denn auch häufig, aber nicht häufig genug zufließen, und wenn jetzt der Peter Fritz nicht weiß, wo unsere Betrachtung hinaus will, so hat sich der Hinfende heut das letzte Mal von ihm balbieren lassen."



Gymnasium zu Karlsruhe (Südrußland).

haben ihn weitblickende Vaterlandsfreunde gegründet, nach dem in Österreich ein Jahr zuvor Ähnliches geschaffen worden war. Das neue Gebild hatte zuerst einen langen Namen. Es hieß: "Der Schulverein zur Förderung des Deutschtums im Auslande." Jetzt sagt man kürzer: "Verein für das Deutschtum im Auslande" und meint damit eine segensreiche Schutz- und Unterstützungsanstalt. Zuerst sprang der Verein den Siebenbürger Sachsen bei, als sie die Notglocke läuteten, weil ihr deutsches Schulwesen gemordet werden sollte. Dann sammelte der Verein die Mittel für bedrängte Deutsche in Österreich, und in nicht ganz fünfzehn Jahren wanderten über anderthalb Millionen Hilsgelder nach Böhmen, Mähren, in die Alpenländer und so weiter. Auch den Landsleuten im Zarenreich, im Türkenland und in Rumänien half der Verein nützliche Werke bauen, hier eine Schule, dort eine Kirche, fernher Krankenhäuser und Kindergärten. Er kauft fleißige Arbeiter von fremder Brotherrschaft los, erwirbt tüchtigen Bauern eine Scholle Acker, läßt den Sohn eines armen Überseeschwaben oder -pfälzers auf deutschen Hochschulen die Wissenschaften lernen. Er stattet deutsche Bildungsstätten im Innern Afrikas oder im Chinesenreiche mit Lehrern und Seelsorgern, mit guten Büchern und Schriften aus, gibt Werk-



Ansiedelung Karlsruhe in Südrußland.

Aber der Peter Fritz hatte auf einmal ganz leuchtende Augen und es kam nicht von des Löwenwirts Elfer allein her. "Hinfender," rief er, "jetzt schicken wir dem Kegelspiel den besten Wurf erst hinterher. Das Spargeld soll dem Deutschtum im Ausland geopfert sein!" Und da laute Zustimmung erfolgte, tat er einen Geldbeutel hervor, der nach seinem Aussehen unmöglich einmal neu gewesen sein konnte, entnahm dem fleckigen Nebensack mit schiefer feierlichem Umstand ein Knäuel bunten Papiers, wickelte daraus, immer mit der gleichen Sorglichkeit, ein Schlüsseldchen los und legte das kleine rostige Ding so würdevoll vor den Lehrer hin, als wäre er nicht der Balbierer Peter Fritz, sondern der General Ulrich, wie er nach heldenmüthiger Verteidigung den Schlüssel zur Festung Straßburg dem Verderber überliefert.

### Der Zug ins Feindesland.

Ein Erinnerungsblatt von Wilh. Schlang (Freiburg).

Wenn der geneigte Leser einen aus der Mode gekommenen Hausrat dastehen hat und ihn mit vieler Sorgfalt auspoliert, so ist ihm dieses Stück aus Großväterzeit wie neu, und er hat eine Freude dran. Also soll derselbige Leser nicht schelten, wenn er sein gutes Geld für einen neuen Kalender ausgibt und es werden ihm etliche Altertümer aufgeföhrt. Es geschieht mit gütiger Erlaubnis, weil die Erinnerungen sozusagen in der Luft liegen, und weil die Dinge, von denen heut jeder spricht, an die Jugendtage des Lahrer Hinkenden geknüpft sind. Denn er hat damals schon gelebt, im dreizehnten Jahre, und hat dann und wann ein Wörtlein verlauten lassen zu den Begebnissen, die ihm nun wieder so klar vor's Auge treten, als sei alles vorgestern gewesen oder gestern. Ja, die Erinnerungen liegen in der Luft, und wenn einer sein Leibblatt aufschlägt, so steht sicher was von 1813 und 14 drin. Er genießt die Jahrhundertbetrachtungen mit dem Morgentasse, mit der Mittags- und Abendsuppe, und Namen wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Arndt u. s. w. werden ihm so geläufig wie eine Partie Sechshundsechzig. Da wirft sich der Vaterlandsfreund denn gehörig in die Brust, daß es eigentlich das Volk war, der Bürger und Bauer, der das große Befreiungswerk vollbracht, so daß selbst die zandernden Throne mitgerissen wurden. Das Volk, nicht die preußischen Junker! Denn wenn wir auch rühmen wollen, daß Söhne des Adelsstandes von gewähltester Bildung als Gemeine Waffendienst taten, so ist doch etwas dran an den Worten eines tapfern Mitbülders und Mitkämpfers jener ewig denkwürdigen Tage: die Tugend sei damals bei vielen der Hochgeborenen so sehr in Baumwolle gewickelt gewesen, daß sie selten zur Tätigkeit kommen konnte. Der also schrieb, heißt Boyen und war preußischer General. Hatte er nicht mit angesehen, wieviel gute Anwälte der Napoleon in Berlin besaß — nicht französische, sondern deutsche? War er nicht grollender Zeuge, als die preußische Junkerpartei das Steinsche Werk der Bürger- und Bauernbefreiung zu untergraben strebte? Ward er nicht unter der Schar der Führer gefunden, als endlich im Frühjahr 1813 nach ungeheuren Demütigungen der Kampf um Freiheit und Menschenwürde losbrach?

Daß der große Krieg eine Angelegenheit des Volkes war, wollen wir auch im Kalender noch einmal kräftig hervorkehren. Wäre es nach den verkühderten Hofmännern in Berlin und Wien gegangen, war weiß, ob die verbündeten Heere nach der siegreichen Schlacht von Leipzig weiter als bis zum Rhein vorgeedrungen wären! Denn die Fürsten und Fürstenväte, versammelt zu Frankfurt, der alten Reichsstadt, guckten nach dem großen Wasser hinüber und wußten nicht, was damit anfangen. Über den Rhein gehen? fragte der König von Preußen ganz verwundert, das sei doch nicht ausgemacht gewesen!

Halt!" rief auf einmal der Hinkende und der halt bligte ihm aus den Augen, als er die rechte and gebietend auf die blecherne Büchse legte. damit auch das Leibliche mit dem Geistigen nicht kurz komme, mag ein kleiner Abzug an der führung gewährt sein; aber nur soviel, als ein pellerter wert ist."

Da gab der Hinkende die Blechbüchse frei und klirrten zur gleichen Minute die Spielgelder den Tisch, unterschiedliches Alter und Gepräg' nicht ein einziger Hosenknopf darunter. Und waren, als der Mammon in zusammengehörigen pplein wie zur Parade aufgestellt war, 137 Mart 85 Pfennige.

Peter Hiß," jagte der Hinkende, „habt Ihr schon mal von der Frankfurter Börse gehört? Da fehl on getreulich Abbild davon." Darauf läßt sich Hinkende vom Löwenwirt einen Briefbogen und te liefern; es wird eine ordentliche Verschreibung den Deutschhumsverein in Berlin-Weft 62, Kur- tenstraße 105, gemacht und die Regelbrüder in dem Hinkenden setzen ihre Namen drunter. mit war aber die Sitzung nicht beschloffen, und des Löwenwirts Elfer nicht von sich gesagt haben, daß er seine Getreuen zu vorgerrückter Zeit ohne ang entläßt, so mußte sich der Schulgewaltige Klavier setzen und, weiß Gott, die ganze Gesell- mit stimmte das Lied an: „Deutschland, Deutsch- über alles" . . . wobei aber die Eintracht Herzen vollkommener war als die der Stimmen. als die Dorfuh die zwölfte Stunde anschlug, der Hinkende die vaterländische Versammlung — sonst hätte der Nachtwächter es getan. Wie in seiner Tür angelangt war, sagte er zum Lehrer, sich von ihm verabschiedete: „Meister! Euerm nächstigen Vortrag über die Auslandsdeutschen ist ein gutes Wort mitgeben von einem kernhaften ndsmann, dem Heinrich Treitschke: „Die Zu- ist unsres Volkes hängt am letzten Ende von ab, wieviele Menschen auf der Erde ussch sprechen werden."

Es war aber ein mond heller Abend und der lende tat einen Blick hinaus, der wie in eine weite Ferne ging. Dann schritt er, trotz Stelzfuß in Elferwein, grad und aufrecht ins Haus.

Wilhelm Schlang.

Siets Neues treiben und erfassen,  
Wodan am Ende nichts gerät,  
Das heißt, die Enten faulen lassen,  
Indem man sät und sät und sät.

Frída Schanz.

Ferner bitte der Rhein einen von Gott gemachten Abschnitt, vor dem man stehen bleiben müsse. Und überhaupt, was uns denn die Leute auf dem andern Ufer angingen? Dasselbe meinte der General Kneesebeck auch: man solle erst einmal gehörig essen, trinken und ausschlafen, worauf sich schon zeigen werde, ob der Napoleon nach den Schlägen, so er bei Leipzig bekommen, überhaupt wieder Händel anfangen. Die Russen wollten heim zu ihrem Kutki; die Oesterreicher verspürten ein seltsames Jucken in den Beinen, denn es war die Zeit, wo in Wien die großen Tanzereien losgehn. Bei den Entschlossenen stand es von vornherein fest: hatten Moskau und Leipzig den Helden des Jahrhunderts nicht zu demütigen vermocht, so mußte er auf demjenigen Boden getroffen werden, aus dem er immer wieder seine Kraft zog, nämlich im Frankenland selber. Aber umsonst, daß der

auf 14, als unser Blücher mit der preußisch-russischen Armee über den Strom setzte und zu seinen treuesten sagte: „Nun, Ihr alten Pommern, sollt Ihr französisch lernen!“ Zweihundert brandenburgische Füsilier waren zuerst in die Rähme stiegen. Freudengeschrei der jenseitigen Deutschen empfing am Morgen die Befreier. In jener Nacht aber schrieb Freiherr vom Stein aus Freiburg Breisgau, wohin der Standort der verbündeten Herrscher verlegt worden: „In wenigen Stunden ein Jahr verflossen, das die größten Ereignisse Weltgeschichte in sich faßte, das nach elf blutigen Schlachten Deutschland vom französischen Joch freite; möge das folgende uns den Untergang Tyrannen und das Wiederaufblühen eines glücklichen Vaterlandes herbeiführen und die Vorjahre so Werk krönen. . .“



Blüchers Rheinübergang bei Caub.

wätere Arndt den Fürsten und Federfuchsern zu Frankfurt ins Gewissen redete: der Rhein muß Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sein, denn wenn Frankreich den Rhein behält, so behält es sein Übergewicht über Deutschland, ja über ganz Europa. Metternich, der die österreichischen Staatsgeschäfte leitete, hatte mit dem Friedenskaiser angebandelt. Die Waffen sollten schweigen, wenn es dem Korjen um einen ehrlichen Frieden zu tun war. Es sollten ihm Belgien mit einem Teile von Holland, das linke Rheinufer bis hinauf an die Schweizergrenze, Italien samt Savoyen verbleiben. Aber Napoleons unerättlicher Ehrgeiz sträubte sich gegen die Annahme solcher Bedingungen. Blücher, der „Marschall Vorwärts“, hatte die Narrenspotten der Diplomaten und Notenschmierer, wie er sich ausdrückte, nie leiden können. „Übern Rhein oder zur Ruhe!“ war die Losung des alten Haudegens, und so wurden denn Schwertgeklirr samt Geräusch der Heerhörner und Donnerbüchsen ins Feindesland getragen. Es war in der Neujahrsnacht von 1813

Es kann von einem Kalenderschreiber nicht verlangt werden, daß er eine kriegsgeschichtliche Abhandlung liefert oder gar tüftelig auseinandersetzt, wie die maligen Kriegsführenden es hätten anfangen müssen um schneller mit dem Herrn Napoleon fertig werden, der im Januar 1814 wieder ein Heer von etwa siebzigtausend Mann ins Feld stellen konnte. Der französische Volksgeist hatte sich noch einmal aufgerrast, aber es war jene Begeisterung nicht mehr, die den Unterleutnant von Laferre auf den Thron Frankreichs gehoben. Da die Rheinbundstaaten nun einander von ihm abgefallen waren (sie hatten sich genug vor ihm den krummen Buckel gemacht), Murat, der saubere Herr Schwager und Herr beider Sizilien, von ihm abfiel, mochte dem Napoleon wohl ein Licht aufgehen, daß seine Macht dem Erstzuneige. Aber es ist das Verhängnis dieser Oberer, auf der betretenen Bahn immer weiter getrieben zu werden. Bei Brienne, in der Champagne, hatte Napoleon vor vielen Jahren fleißiger Kriegsgewesen war, schien ihn noch einmal die Kriegen

Fortuna zu lächeln; aber schon am zweiten Tage nach jenen bisherigen Siegen die Krone auf und rückte nun gegen die französische Hauptstadt vor. Denn Paris hatte er nicht aus dem Aug' verloren. Der Napoleon sei in allen Hauptstädten Europas gewesen; die Höflichkeit wolle, daß man den Besuch erwidere. Es sollte freilich eine umständliche und kostspielige Affäre werden, denn da die Verbündeten ihre Streitkräfte trennten, da ein „Marschall Rückwärts“, nämlich Oberfeldmarschall v. Schwarzenberg, für die habsburgische Friedenspolitik im Kriegsrat das feste Wort führte und Blücher mit Truppen nachgah im Stiche ließ, so erlitt unser Held an der Gärne eine schwere Niederlage. In den ersten Februartagen — Blücher hatte sich von der Hauptarmee getrennt — war noch alles gut gegangen. General York, der einst in der Mühle bei Taurroggen ein Anstoß zur Erhebung Preußens gab, hatte den Marschall Macdonald von Chalons vertrieben, und damit war außer einem wichtigen Stützpunkt die Straße nach Paris gewonnen. Auf dieser setzte Blüchers Armee ihren Zug fort, aber in vier Heerzügen, so daß es dem nachziehenden Napoleon möglich ward, jede einzelne derselben zu schlagen; am 14. Februar Blücher selbst. Bei Croges erreichte die Spitze ihre Spitze, da Blücher mit seinen Grenadieren plötzlich von weit überlegenen Reitermassen bedrängt sah und ein verllorener Mann gewesen wäre, hätten nicht gefällte Bajonette den Rückzug in den nahen Wald erstritten. Und während dieses Vor sich ging, stand Schwarzenbergs Heervolk mächtig an der Seine und die Diplomaten spannen immer noch am Friedensfaden weiter. Das Angebot eines Waffenstillstands wies Napoleon jetzt mit schührender Verachtung von sich. Der Riese fühlte mit der alten Kraft das gewohnte Glück wiederkehren, und war schon ihr Zurückgehen auf Chaumont für die Verbündeten schimpflich genug, so standen Ehre und Sicherheit vollends auf dem Spiel, wenn das bedrückte Landvolf sich gegen die Eindringlinge erhob.

Nun geschah es aber, daß der Preußenkönig und der Zar die weitere Entscheidung dem alten Blücher anvertrauten. Mit einem Schlag verwandelt sich das Kriegstheater. Unser Marschall Vorwärts zieht seine Heerhaufen zusammen, vereinigt sie mit den Truppen Bülow's, die längst mit der Eroberung Hollands fertig geworden sind, und gibt bei Laon den Feldzug für die Verbündeten die letzte entscheidende Wendung. Ende Februar hatte ihm Napoleon den Weg verlegen wollen; geschickt war Blücher ihm nach Norden ausgewichen. Am 9. März ließen die Truppen Napoleons zu denen seines Marschalls Marmont. Als die Nacht hereinbrach, lag dieser sorglos bei dem Dorfe Athis. Ein sternklarer Himmel breitete sich über Wald und Wiese, über Laon, die Felsenstadt. Um die zehnte Stunde läßt kriegerisches Geräusch die französischen Vorposten von den Wachpostern auf. Zu tausendstim-

migen Hurraruf mischt sich wildrasender Trommelwirbel. Der grimme York hat einen Nachtangriff befohlen: preußisches Fußvolf, in dessen Adern das Blut der alten Cheruskter fließt, ist mitten ins feindliche Lager eingedrungen; Zieten's Reiterei erfährt den Gegner in Rücken und Flanke. Die nächtliche Dunkelheit erhöht das Grauen und in allgemeiner Flucht löst das Marmont'sche Korps unter Verlust fast aller seiner Feldgeschütze sich auf. Napoleon will am 10. März die ungeheure Scharte wieder ausweihen, wird aber von Blücher zurückgeworfen und muß seinen Ansturm abermals mit Tausenden heldenmütiger Krieger bezahlen. Wie nun der Kaiser sich gegen die Armee Schwarzenbergs wendet, empfängt er auch da, am 21. März, bei Arcis an der Aube empfindliche Hiebe. Der Unbeugsame versucht es noch einmal mit seiner alten Feldherrnmeisterschaft. Er will durch kühne Umgehung seine Gegner im Marsche gen Paris aufhalten. Zu spät! Schon am 29. März, nach einer Reihe kleinerer und größerer Gefechte, ziehen Schwarzenbergs und Blücher's Truppenmassen um die französische Hauptstadt den eisernen Gürtel, und der nächste Tag führt den Schlusakt dieses Krieges herbei.

Unser Blücher hat über eine Woche in der Krankenstube gelegen, durch ein Augenleiden und verdüsterte Gemüthsstimmung gepeinigt. Als aber auch Schwarzenberg die Losung ausgibt: „Auf Paris!“ da entwindet sich Blücher der persönlichen Sorgen und nimmt an der Unternehmung vor Paris teil. Die Eroberung der Hauptstadt kostet Ströme edlen Heldenbluts. Ein Höhenzug, etwa hundert Meter über der Seine, umschließt als schützender Halbkreis die Stadt. Zäh verteidigen die Franzosen unter Marmont und Mortier ihre Stellungen vom frühen Morgen des 30. März — bis gegen die vierte Abend-



Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, vor Paris.

stunde der letzte gewaltige Ansturm von Preußen und Russen unter York's Führung die mörderische Schlacht beendet. Unter den Verbündeten aber glänzte durch gleiche Tapferkeit ein siebzehnjähriger Hauptmann: Prinz Wilhelm von Preußen, der



Sturz der Vendôme-Säule zu Paris (1814).

nachmalige Kaiser, seit Bar-sur-Aube mit dem Eisernen Kreuz geschmückt. Ein anderer Prinz Wilhelm befehligte den Anteil badischer Truppen an diesem Feldzug. Ihr rühmliches Verhalten an der Aube und am Montmartre war eine Art Sühne dafür, daß noch vor Leipzig des Hintenden Landsleute unter Napoleons Adlern gegen ihre deutschen Brüder gekämpft hatten.

Am 31. März, um elf Uhr morgens, betraten die verbündeten Monarchen an der Spitze von 36 000 Mann den Schauplatz weltgeschichtlicher Entschliefungen und Verhängnisse: Paris. Das Volk aber, müd des ewigen Kriegs, jubelte den Fremden zu, wie es noch vor Jahresfrist seinem Kaiser und Abgott zugejauchzt hatte. Die meisten gebärdeten sich wie närrisch; man riß die Bildsäule Napoleons auf dem Vendômeplatz nieder, warf sich zu Füßen des Kaisers aller Neuzen und küßte sein Gewand. Denn so sind die Franzosen; im Nu entzündet und erkaltet, wechseln sie ihre Abgötter noch schneller als ihre Moden. Der Welteroberer schien für immer abgetan — er, dessen Geist über seiner Zeit geschwebt hatte wie das majestätische Kreisen eines Narx.

Der Cäsar hat sich nach Fontainebleau zurückgezogen. Ihm blieb eine Streitkraft von nur etwa 10000 Mann. Als aber nacheinander die letzten Heerführer vom Schicksal ihres Gönners sich trennen, als die Behörden mit ihrer Losagung sich beileien, dankt Napoleon erst zugunsten seines einzigen Sohnes, sodann ohne Bedingung ab. Am 20. April versammelt der Soldatenkaiser im Hofe von Fontainebleau die treugebliebenen alten Garden um sich. Welch ein schmerzlich bedeutsames, in der Weltgeschichte einzig dastehendes Abschiednehmen! Der Gewaltige, der selten auf die Stimme des Herzens gehört, spricht tiefbewegt zu einem Häuflein grauer Helden: „Meine Freunde, fahret fort, Frankreich zu dienen! Ich möchte Euch alle an meine Brust drücken; so laßt mich wenigstens Eure Fahne küssen.“ Und wie General Pelet den Adler senkt und der Kaiser die Fahne an seine Lippen drückt, hört man das Schluchzen der alten Kampfgenossen. „Lebt

wohl, Ihr meine alten Gefährten! Möge dieser letzte Kuß in Eure Herzen dringen!“

Noch an demselben Tag wurde Napoleon von vier Offizieren der Verbündeten nach dem französischen Süden geleitet, denn er sollte künftig die Insel Elba als sein Fürstentum bewohnen, und es war ihm ein jährlicher Gnadengehalt von zwei Millionen Franken zugesprochen. Das Eiland selber, schon im Altertum wegen seines Erzeichtums berühmt, heute italienischer Besitz, damals noch französisch, liegt im Mittelländischen Meer unter freundlichem Himmel und ist kein übler Besitz für einen, der von großen Geschäften ausruhen soll. Auf der Reise dahin erfuhr Napoleon so recht den Wandel der Volksgunst. Mehr als einmal war der Flüchtling von der aufgeregten Menge bedroht. Eine lebhaftige Witin in der Provence sagte zu einem Gast, der die Kleidung eines englischen Obersten trug, man werde den Napoleon hoffentlich mit einem Stein am Halse im Meer erlösen, allwo es am tiefsten ist. „Ohne Zweifel!“ erwiderte der Angeredete und es war der Napoleon selber, vor dem einst eine Welt gezittert und der nun zu seinem Schutze fremdes Gewand hatte anlegen müssen. Aber die redselige Provençalin war nicht halb so schlimm als jener Wirtshof aus der Gironde, namens Murat, den Napoleon zum Schwager und König von Neapel gemacht hatte und der nach des Helden Fall meinte: es ist an der Zeit, daß dieser Wüterich von der Herrscherliste gestrichen und eingesperrt wird, damit er in der Welt kein Unglück mehr anrichten kann. — So ward Napoleon für manche Übelthat durch Untand der Seinen bitter gestraft. Nur des Kaisers Lieblingschwester Pauline und seine Mutter, die stolze Korin Kätitia, blieben dem Entthronen auf Elba zur Seite.

Nach des Korjen Achtung sollte das französische Volk wieder ein Oberhaupt erhalten. An der Spitze einer vorläufigen Regierung stand der schlaueste, aber auch räuberlichste Mann seines Zeitalters, Fürst Talleyrand, noch vor kurzem Napoleons Ratgeber. Mit großer Kunst betrieb er die Rückberufung des Hauses Bourbon, das zwei Jahrhunderte hindurch

reich beherrscht hatte, bis ein irreführender Ab-  
 schluss auf dem Blutgerüst der Volkswut versiel.  
 Unglücklichen Bruder war es, den Talleyrand  
 an Franzosen zum König bestimmte, ein Herr  
 milder Gesinnung und gesundem Menschenver-  
 stand, aber so schwach auf den Beinen, daß es uns  
 wundernehmen darf, wenn er sehr bald zwischen  
 Bonaparte und Pfaffenpartei unschlüssig hin und her  
 wankte. Die verbündeten Herrscher zeigten sich  
 bald günstig. Denn nun sah alle Welt bezeugt  
 die französische Staatsumwälzung von 1789  
 die Vorsehung gewesen war. An demselben  
 Tag, da der geachtete Napoleon an der Insel  
 Elba vorüberfuhr, von der sein beispielloser Genius  
 Anfang genommen, hält Ludwig XVIII. seinen  
 Hof in Paris. Eine Unmenge kirchlicher Messen  
 und Prozessionen, in ganz Frankreich für die Seelen  
 des sechzehnten Ludwig gehalten, weckten den Toten  
 nicht mehr auf, aber der alte Geist lief um so

vorwärts, und als man den Vertrag vom 30. Mai  
 1814 bei Licht beguckte, da war es eine Mißgeburt.  
 Frankreich rettete aus dem Schacher um Staaten  
 und Völker seinen Länderbestand in den Grenzen  
 von 1792; es behielt Anteil an Rheinstrom und  
 deutscher Erde. Später dann, nach zwei Monaten  
 etwa, wollten die verbündeten Mächte in Wien  
 zusammenkommen, um die eigenen Angelegenheiten  
 zu ordnen, weil nämlich der einen Mißgeburt nicht  
 genug war.

Man hatte also in Paris einen faulen Frieden  
 gemacht; aber es war wenigstens ein Friede — oder  
 wie jener sagte: besser eine Glab' als gar keine Haar'!  
 Die Völker atmeten auf, denn man durfte wieder  
 auf eine Zeit hoffen, die nicht gewaltjam den Bruder  
 vom Bruder, den Gatten von Weib und Kindern  
 riß. Schwer hatte die Wucht des Kriegs auf Fein-  
 des- und Freundesland gelegen. Denn auch dies-  
 seits des Rheinstroms hatte der Feldzug von 1814

schmerzhaft  
 Spuren ge-  
 graben. Viele  
 Gemeinwesen  
 litten schwer  
 unter der Weg-  
 führung von  
 Menschenkräf-  
 ten und Er-  
 nährungsmit-  
 teln, — am  
 schwersten viel-  
 leicht das schöne  
 Freiburg, das  
 vom Dezember  
 1813 an viele  
 Wochen lang  
 den Jaren, den  
 Kaiser von  
 Osterreich und  
 den Preußen-



Napoleons Abschied von der Armee.

könig beherbergte und an manchen Tagen einer Völker-  
 karte glich, da der fernste Osten und Norden Europas  
 auf diesem Weg viele Tausende ins Innere Frank-  
 reichs schickte. Auch auf deutschem Boden selbst  
 herrschte noch an einigen Punkten der Krieg. Wurde  
 doch Hamburg erst im Mai 1814 der französischen  
 Tyrannei enthoben, die der unglücklichen Stadt viele  
 Millionen erpreßt, Tausende aufrechter Bürger durch  
 Vertreibung von Heim und Herd der Strenge des  
 Winters preisgegeben hatte.

Wie es im Frühjahr 1814 drüben bei den Wel-  
 schen aussah, kann der Leser sich leicht ausmalen.  
 Wochenlang waren in vielen Dörfern des östlichen  
 und nördlichen Frankreichs die Backöfen nimmer  
 warm geworden; in den Städten standen die meisten  
 Keller und Speicher ebenfalls leer. Zerstörte Siede-  
 lungen, zermüllte Fluren, gefüllte Spitäler bezeichneten  
 den Weg der Heere. Als die Sieger um die Mai-  
 mitte endlich heimwärts zogen, ließen sie ausgesogene  
 Lande zurück. Und nun sollte hüben und drüben

hatte  
 Leon eine  
 tragende  
 unzäh-  
 male zu  
 miß-  
 so  
 durch  
 nach der  
 führung  
 wurzelter  
 urteile  
 verrotte-  
 Kasten-  
 is doch  
 dem ge-  
 in Fort-  
 die  
 in freige-  
 st. Nun  
 suchte eine kleinliche Natur verweilte Ordnungen  
 er zu befestigen.  
 noch es ist Zeit, daß wir uns nach dem Befinden  
 verbündeten Monarchen umsehen! Es geht den  
 Herren gut — leider nur zu gut! Da die  
 schaft und Not von ihnen genommen, fallen  
 Kronenträger samt ihren Räten in den alten  
 müß und das frühere Wohlleben zurück. Snei-  
 n äußert sich darüber mit der Erbitterung einer  
 Soldatennatur: wie könne man nur Feste  
 denjenigen annehmen, die sich durch Raub und  
 reßungen beschimpft haben? wie möge man auf  
 raumten Füße stehen zu Leuten, an denen das  
 ihres Königs und der Revolution noch klebt?  
 Ich fühlte Stein und Blücher. Der Marschall  
 wäris rebete in seiner Erbitterung über die  
 als Männer auf gut deutsch von den „dreimal  
 lachten Sicherheitskommissaren und Faulknechten.“  
 in unter vergnüglicherem Zeitvertreib rückten die  
 densverhandlungen mit Frankreich nur langsam



noch wir sind unversehens in den Februar 1815  
 angeraten und der heurige Kalender hat dem  
 fünfjährigen nicht vorzugreifen. Dem Jahre 1814  
 — sollen wir mit freudigen Empfindungen von  
 Abschied nehmen — muß noch eine herzhafte  
 Schließung der Friedensmonate zugeschrieben werden.  
 wadere Boyen, seit kurzem Kriegsminister in  
 usen, führte am 3. September gegen höfische  
 bürgerliche Bedenlichkeit jenes Gesetz ein, das  
 Bürger des Staates zu Kriegsdienst und Vater-  
 verteidigung verpflichtete. So erwuchs aus dem  
 se einer großen Zeit ein wahrhaft vollstümliches,  
 Stände und Glaubensgenossenschaften umfassen-  
 gewesen, das ein halbes Jahrhundert später  
 deutsche Einigung erstritt.

**Der Hias und der Sepp sich duelliert haben.**

Von Adolf Schuster.

Eigentlich hat keiner genau gewußt, was der Sepp  
 der Hias miteinander gehabt haben. Gute  
 unde sind sie gewesen von der Bubenzeit auf und  
 so arg verfeindet, daß jeder einen Bogen gemacht  
 auf der Straße, wenn er den andern nur hat  
 immer sehen. Um ein Weißbild ist es nicht ge-  
 gen, auch nicht wegen irgendeinem dummen Streich.  
 er hatte mal gemeint, es wär', daß dem Hias  
 Großvater vorzeiten einen Prozeß gehabt hat  
 dem vom Sepp, und damals hätt's eine Kauferei  
 eben zwischen den beiden, daß das ganze Dorf  
 sammengekommen ist, und der Pfarrer hat müssen  
 reden stiften.

Da ist heuer das Veteranenfest gekommen, was  
 alle Jahr zum Kaiser seinen Namenstag begehen.  
 er hat der Hias das Amt gehabt, die Böllerschüsse  
 zu feuern, und extra stolz ist er drauf gewesen,  
 um's so recht arge Schläge getan hat und von  
 den Bergen der Widerhall gekommen ist, grad wie  
 um's donnert. Hat der Hias heuer wiederum seine  
 aller geladen, da ist der Sepp gekommen, hat sich  
 neben gestellt und jedesmal ganz höhnisch gelacht,  
 um der Hias seine Mühe gehabt mit dem Laden,  
 wenn's gefragt hat, hat er zu den Buben ge-  
 ht, die auch dabei gestanden sind: „Habt's ös was  
 wert, Quam? I nôt.“

Dann haben sie alle gebrüllt: „Mir aa nôt!“  
 Das hat der Hias eine Zeitlang ruhig ausgehalten,  
 aber immer röter im Gesicht geworden, daß man  
 ohl gemerkt hat, wie er sich giftt. Endlich hat  
 er aber nimmer ertragen, ist vor den Sepp hin-  
 sprungen und hat ihn angeschrien, er sollt' schauen,  
 was er weiterkäm'.

„Wie weit soll i gehen?“ hat der Sepp gefragt  
 und sich vor Lachen gebogen. „Etwan so weit, als  
 die deine damischen Böller knallen? Nacha bleib'  
 lieber glei da stehen.“ Da ist der Hias auf einmal  
 ganz ruhig worden und hat zum Sepp gesagt: „Sepp,  
 na er gesagt, „dös kann so nôt weiter gehen mit  
 uns zwoa. Daner von uns is z'viel in derer Welt.“

„Bin rechtschaffen neugierig, mit was du di um-  
 bringen willst,“ hat der Sepp gelacht.  
 „I will mi nôt umbringen, aber mir zwoa müassen  
 uns duellieren.“

Da hat der Sepp aufgehört zum Lachen:  
 „Was müassen mir zwoa?“



Da hat der Sepp ganz höhnisch gelacht.

„Uns duellieren, so machen's die Herrn aa immer,  
 bals was mitnanda ham.“

„Woher woast denn du dös?“

„Vom Jagawirt sein Hans, der, wo in der Stadt  
 studiert.“

„Vom Jagahans? Ja, dann freili ist's recht,  
 der hat's mir aa g'sagt bereits. Aber wie moanst  
 denn, daß dös anz'fanga wär'?“

„Fürs erste, so als i woast, muast i dir an Sekun-  
 danten schicken und du schickst mir aa oan.“

„Hast denn nacha schon oan, du Ausschneider?“

„n Jagahans nimm i.“

„Na, dös gibt's nôt, den will i ham!“

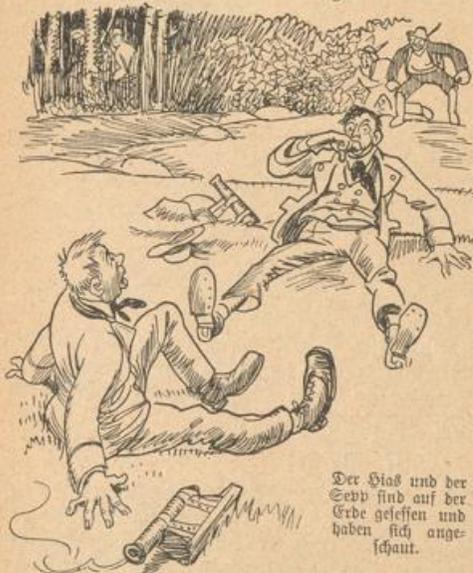
„Na, i! Na, i!“

So haben sie 's Streiten angefangen, wer den  
 Jägerhans haben sollt', und weil sie sich nicht haben  
 einigen können, sind sie mitsammen zum Hans hin-  
 gegangen, daß er entscheiden sollt'. Dem, wie sie  
 die Geschichte vorgetragen haben, hat's ihm im Ge-  
 sicht angefangen zu zuden, hat aber geschwind wieder  
 bitter ernst dreingeschaut und gesagt: „Ja, dös siech  
 i ein, daß ös zwoa auf die Mensur müast's. So sagen  
 mir Studenten dazua. Und i will dem Hias sein Sekun-  
 dant sein, weil sein Namen im Abe zuerst kommt.  
 Und dem Sepp sein Sekundant, dazua laß i an guaten  
 Freund kommen, den ich auf der Univerfilität hab'.“

„Ja, dös war recht,“ hat der Hias gesagt, und  
 der Sepp hat nachdenklich drein geschaut, aber auch  
 gemickt und gesagt: „Ja, dös war scho recht.“

„Nu sagt's mir aber amal,“ spricht der Jäger-  
 hans, „womit wollt's enk denn duellieren? Ds  
 seib's ja noch gar nôt beim Militär gewesen, wie  
 wollt's denn sechten mitnanda?“

„Na, sechten dös konna ma nöt.“  
 „Ja, wollt's ent denn mit Pistolen schießen?“  
 „Na,“ hat der Sepp geschrien, „a Pistolen hab' i noch mei Lebtag nöt in der Hand g'habt.“  
 „Ja, wie wollt's ent denn duellieren, wenn's nöi sechten und nöi schießen wollt's?“  
 Hat der Hias ein ganz pffiffiges Gesicht gemacht und gesagt: „I wüßt scho was!“  
 „Was denn?“  
 „Mir schießten uns mit die Böller!“  
 „Womit . . .?“  
 „I sag's ja, mit die Böller. Von dene, baßt den Stopfen an Kopf kriagst, bist hin. I lad' sie selm, i versteh' mi drauf.“ Und ganz wütig hat der Hias gerufen: „Grad so will i's ham, weil der Loder immer drüber lacha tuat!“  
 Da der Jägerhans das gehört hat, hat er eine Weile stillgeschwiegen, drauf spricht er: „Is mir schon recht so. Übermorgen in der Fruah um halb vier seid's auf der Wiesen droben hinterm Jagawirtshaus, wo immer die Böller geschossen werden. Dem Sepp sein Sekundanten bring' i mit.“



Der Hias und der Sepp sind auf der Erde gelesen und haben sich angeschaut.

Das ist am Sonntag gewesen. Wie der Dienstag gekommen ist, da sind die zwei Feinde bereits um drei Uhr dagestanden und haben gewartet, sich aber gar nicht angeschaut. Nicht lange, da ist auch der Jägerhans schon gekommen, und mit ihm noch sieben oder acht andere, die hat er seine Kommilitonen genannt, und einen mit drei schwarzen Pflastern auf der Wange hat er als dem Sepp seinen Sekundanten vorgestellt, und einer mit einem grauslichen Bart im Gesicht hat gesagt, er wär' der Doktor. Der Jägerhans aber hat gesagt: „Wir haben die Herren Duellanten zunächst zu befragen, ob sie nicht doch noch geneigt wären, sich zu versöhnen.“  
 „I möcht' schon,“ hat der Sepp kleinlaut gesagt, aber der Hias hat geschrien: „Na, i ver'öhn' mi nimma.“

„Da nun, wie die Herren Zeugen bemerken wollt der Sühneveruch sehlgeschlagen ist, so müssen dazu kommen, die Menjur streigen zu lassen. Der eine der Herren Duellanten auf dem Namen des Böllerschießens Bachmann ist, so erlaube ich den Vorschlag, daß er das Laden übernimmt.“  
 Auf das hat erst eine lange heimliche Beratung stattgefunden, und zuletzt haben sie dem Hias erlaubt, daß er sollt laden dürfen. Die Studenten hat zugeseht und sich angestoßen, der Sepp ist ganz blaß gewesen.

Jetzt hat der Hias das Pulver eingeschüttet, jeden Böller ein Achtel Pfund, dann hat er hineingestopft und zuletzt vor jedes Böllerloch einen dicken hölzernen Keil geschlagen. Wie nun fertig, haben die Sekundanten den Nothand abgemessen, der Hias hat gemeint, sieben Schritte zu wenig, aber die Studenten haben erwidert, Herren, die wo sich duellieren, täten's überhaupt anders, sonst wäre der Ehre nicht Genüge geleistet.  
 „Jetzt hat der Sepp und der Hias jeder ein Böller in die Hände nehmen müssen, und die Sekundanten haben ihnen unter viel Feierlichkeit die Augen verbunden. Das, haben sie gesagt, gehörte bei richtigen schweren Duell immer notwendig dazu.“

Wie sie nun jeden an seinen Ort gestellt hat, hat der Sepp arg gezittert, der Hias aber ist ruhig dagestanden, und so hat jeder seinen Böller in den Händen gehalten. Die Sekundanten aber hat auf jedes Zündloch Pulver geschüttet und der Jägerhans hat befohlen: „Die Herrn Duellanten dürst jetzt nichts weiter tun, als ganz stillzustehen.“  
 beide nehmen jeder eine Lunte her, und auf zwei, drei besorgen wir das Anzünden.“

„Eins, zwei, drei!  
 Bumm! Bumm! hat's fast zu gleicher Zeit geplatzt mit furchtbarem Knallen.“

„Au,“ hat der Hias geschrien, aber der Sepp gar nichts gesagt, und alle beide sind zu gleicher Zeit dagelegen. Auf den Spektatel haben alle Leute zu bellen angefangen, und aus dem Dorf sind viele Leute zusammengelaufen.

Wie sie hingekommen sind, ist kein Student dagewesen, aber der Hias und der Sepp sind auf der Erde gelesen und haben sich angeschaut.

„Ja, Hias, bin i denn nöt toi?“

„Na, und i aa nöt?“

„Aal Aber grad z'sammung'schmissen hat's mi, die Finger hab' i mi dabrennt.“

„I die moanigen aa.“

„Was machi's denn dös da, dös Lausbuam,“ hat die Leut' geschrien.

Da hat der Hias dem Sepp zugeblinzelt und geantwortet: „D, i hatt' nagh zwoa Böllerladung vergessen am Sonntag, die san zufällig losgegangen wie wir sie herausziagn wollten.“

Das haben die Leut' geglaubt und sind wieder heimgegangen, und keiner hat was davon erfahren, daß die zwei sich duelliert haben. Beim Jägerhans aber sind die Studenten gelesen, haben geplatzt.

getrunken und gelacht, und der Hias und der Sepp haben auch mithalten müssen und das in aller Frühe. Und weil sie so fidel waren, daß nichts Besonderes affliert war, haben sie miteinander angestochen und sich Freundschaft gelobt. Das aber hat keiner von beiden zu wissen gekriegt, daß die Sekundanten sie vor dem Schießen mit dem Nicken gegeneinander gestellt haben.

### Der schwarze Montag.

Ein Landpfarrer pflegte wie andere seiner Kollegen höchst eifrig und ehrsüchtig zum sogenannten „schwarzen Montag“ zu pilgern, wo sich die Pfarrer der Gegend Montag mittags am Sitze des Dekanats ein bescheidenes Mahl göttlichen Wohlwollens zu geben pflegten. Ein Nachbarmann scherzte sich nun ein wenig darüber, daß es die geistlichen Herren so gut haben und alle Montag mittags „zu Schanden verreisen“ können. Als der Pfarrer wieder einmal, wie gewöhnlich, einen tüchtigen Siedek in der Hand, mit langen Schritten und wehenden Rockflügeln ahnungslos um die Ecke des Hofes, stellte ihn der Nachbar.

Herr Pfarrer! Am Montag mittag, da pressiert's Ihnen aber ganz besonders, daß Sie aus dem Ort hinauskommen. Mag Wetter sein, wie es will, Sie sind halt am Montag unterwegs."

Da haben Sie recht, Herr Nachbar; und ich will Ihnen auch sagen, warum ich das tue. Sehen Sie, ich wohne als Pfarrer allein unter siebenhundert Bauern. Wenn's nun umgekehrt wäre, und Sie wohnten als Bauer allein unter siebenhundert Pfarrern?"

Der Mann erbleichte bei der bloßen Möglichkeit. Würden Sie, lieber Herr Nachbar, alsdann nicht auch das Bedürfnis haben, einmal in der Woche mit Bauernleuten zusammenzukommen und von Ihren Angelegenheiten zu reden?"

Der Mann hatte sich noch nicht ganz erholt. Wohl, wohl, Herr Pfarrer, Sie haben recht! Sehen Sie nur alle Montag fort! 's ist wirklich nötig, Herr Pfarrer! Das kann Ihnen gewiß niemand übelnehmen. Adieu, Herr Pfarrer! Schön Wetter heut! Nix für ungut, Herr Pfarrer!"

Adieu!"  
Lange stand der Bauersmann und schaute sinnend den schwarzen Rockflügeln nach, wie sie den Läuferberg hinausschlatterten. Dann trat er wieder in seinen Hofschoß zurück, aus dem er gekommen war.

Unter siebenhundert Pfarrern jahraus, jahrein allein zu leben? Entsetzlich! Furchtbar!

neuen Hauses wird, um die Zusammengehörigkeit beider Häuser erkennen zu lassen, derjenigen des alten Hauses in der Hauptsache gleich sein. Daß das neue Haus möglichst zweckentsprechend und praktisch eingerichtet werden wird, ist selbstverständlich. Im nächsten Jahre hofft der Hinkende, ein recht getreues Bild des Neubaus in seinem Kalender abdrucken zu können. Der Verwaltungs- und der Aufsichtsrat haben im letzten Frühjahr für diesen Neubau das nette Sümmechen von 200 000 Mark bewilligt. Das Bewilligen ist eine leichte Sache, wenn die Mittel vorhanden sind. Nun dafür haben ja mit dem unvergeßlichen Theodor Thaeber edle Menschenfreunde gesorgt. Aber der Betrieb zweier Häuser verlangt einen großen Aufwand, denn Kleidung und Essen für 100 gesunde pausbacige Knaben kosten mehr als für 60. Da reichen allerdings die Mittel noch nicht, und man wird zunächst weit unter der Zahl 100 zurückbleiben müssen, wenn man keine Schulden machen will.

Da nun aber einmal der Hinkende die Waisenhauseidee in seinem 1877er Kalender aufgebracht und seither dafür gewirkt hat, so bittet er auch jetzt wieder alle edelbedenkenden Menschen innerhalb und außerhalb des Deutschen Reiches, das nationale Liebeswerk, das einzig und allein aus der Kraft des deutschen Volkes geschaffen ist, zu unterstützen nach dem Vorbilde jener Edelgesinnten, deren Namen und Bildnisse er alljährlich auf seiner Ehrentafel verewigt. Und wenn einmal die Mittel für 100 Knaben ausreichen, so wird der Hinkende den Waisenhausegedanken noch lange nicht begraben, denn es gibt im großen deutschen Vaterlande mit seiner stets wachsenden Bevölkerungszahl gar viele hilfsbedürftige Waisen, Knaben und Mädchen.

Einer der treuesten Mitarbeiter der Waisenfürsorge, **Gustav Scheel**, Mitgründer des Generalsechterschulverbandes Frankfurt a. M., ist am 10. Mai 1913 seiner ihm an edler Nächstenliebe ebenbürtigen Gattin, die ihm am 12. März 1912 im Tode vorangegangen war, nachgefolgt. Das Ehepaar Scheel hat sich um das Erste deutsche Reichswaisenhaus sehr große Verdienste erworben und wird in der Geschichte des Hauses einen Ehrenplatz einnehmen. R. A. G.



Gustav Scheel. Selena Scheel, geb. Seferheim.

### Dem Ersten deutschen Reichswaisenhaus in Jahr.

Wenn der Hinkende im vorigen Jahrgang berichtet hat, daß bald ein Neubau am Altvater erstellt werden solle, damit im Ersten deutschen Reichswaisenhaus insgesamt 100 arme Waisenknaaben aufgenommen werden können, so kann er heute freudigen Herzens verkünden, daß westlich etwa 80 Meter vom alten Haus fast in derselben Höhenlage rege Bautätigkeit herrscht. Die äußere Erscheinung des